

UNIVERSITY
OF MICHIGAN

APR 17 1951

RD

PERIODICAL
READING ROOM

Monatshefte

*A Journal Devoted to the
Study of German Language and Literature*



Wolfgang Liepe / Der Schlüssel zum Weltbild Hebbels:
Gotthilf Heinrich Schubert

Bernhard Bluhme / Die Stadt als seelische Landschaft im
Werke Rainer Maria Rilkes

Dorothy N. S. Russel / "Sprechen Sie Deutsch" Sweeps the
American Occupation Zone In Germany

George A. C. Scherer / Noun Plurals In Reading and Listening

News and Notes

Book Reviews



Published at the UNIVERSITY OF WISCONSIN, Madison, Wisconsin

VOL. XLIII

MARCH, 1951

NO. 3

Monatshefte

Published at the University of Wisconsin under the auspices of the Department of German, Madison, Wis., issued monthly with the exception of the months of June, July, August, and September. The first issue of each volume is the January number.

The annual subscription price is \$3.00, all foreign subscriptions 50 cents extra; single copies 50 cents.

Correspondence, manuscripts submitted for publication, books for review are to be addressed to the editor: R. O. Röseler, Bascom Hall, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin.

Subscriptions, payments, and applications for advertising space should be addressed: *Monatshefte*, Bascom Hall, University of Wisconsin, Madison, Wis.

Manuscripts must be typewritten and double spaced. Foot-notes should be numbered continuously throughout each article; titles of books and journals should be italicized; the title of articles, chapters, and poems enclosed in quotation marks.

Ten re-prints will be furnished gratis to authors of articles, additional reprints with or without covers will be furnished if desired at cost price.

R. O. Röseler, *Editor*



FOR TABLE OF CONTENTS PLEASE TURN TO PAGE 169

Entered as second class matter April 15, 1928, at the post office at Madison, Wisconsin, under the Act of March 3, 1879

TABLE OF CONTENTS

Volume XLIII

March, 1951

Number 3

Der Schlüssel zum Weltbild Hebbels: Gotthilf Heinrich Schubert / Wolfgang Liepe	117
Die Stadt als seelische Landschaft im Werke Rainer Maria Rilkes / Bernhard Blume	133
"Sprechen Sie Deutsch" Sweeps the American Occupation Zone in Germany / Dorothy N. S. Russel	150
Noun Plurals in Reading and Listening / George A. C. Scherer	152
News and Notes	154
Book Reviews	157

FOR A COURSE IN PRACTICAL GERMAN COMPOSITION AND CONVERSATION

FLIESZEND DEUTSCH

By ERNST ROSE, New York University

This book puts into use the knowledge gained by the student in his first course. It revolves around everyday situations, offers a complete review of grammar and syntax, and provides material that has been fully tested. Organization, grading of vocabulary, and care in the choice of idiomatic expressions, model selections, and exercises help the student acquire ease in both speaking and writing.

D. C. HEATH AND COMPANY

Boston New York Chicago Atlanta San Francisco Dallas London

MIDDLEBURY COLLEGE SUMMER GERMAN SCHOOL

Located on the Middlebury College Campus

MIDDLEBURY
VERMONT

June 29 — Aug. 16



DIRECTOR: Professor Werner Neuse

Visiting Professor: Prof. Curt von Faber du Faur,
Yale University

Other members of the 1951 Faculty:

Professor Oskar Seidlin, *Ohio State University*;
Professor William Sundermeyer, *Gettysburg College*;
Professor Harry Steinhauer, *Ohio State University*;
Professor Melvin Valk, *University of Florida*;
Professor Fritz Tiller, *U. S. M. A., West Point*.

Curriculum: Literature courses: Barock; Lyrics of the Classical Age; Kleist; Grillparzer, Hebbel; Seminar on Thomas Mann; Modern Drama. The German Language; Practical Phonetics, German History.

Social Life of the School: Singing of German folk-songs; folk dancing; lectures by individual members of the staff; excursions every week-end into the foothills of the Green Mountains or to the beaches. Pledged *exclusive* use of German both in and out of classes.

For bulletins and further information write to:

Office of the Summer Schools, Middlebury College, Middlebury 26, Vt.

UNIVERSITY OF COLORADO
SUMMER SCHOOL IN THE ROCKIES

MODERN LANGUAGE HOUSE

French

German

Spanish

Distinguished visiting professors

One director for every seven students

Daily practice in listening and speaking

First Term: June 18 to July 20

Second Term: July 23 to August 24

★

For descriptive bulletins write

GEORGE A. C. SCHERER

Dept. of Modern Languages, Div. F

UNIVERSITY OF COLORADO

BOULDER, COLORADO

Monatshefte

FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XLIII

March, 1951

No. 3

DER SCHLÜSSEL ZUM WELTBILD HEBBELS: GOTTHILF HEINRICH SCHUBERT

WOLFGANG LIEPE

University of Chicago

Über den Quellen des Weltbildes Hebbels, zumal über denen seiner philosophischen Jugendentwicklung, liegt bis heute ein dichter Schleier, den die Forschung sich vergebens bemüht hat zu heben. Verwandte Züge der Wesselburener Gedankenlyrik mit Ideen der Schellingschen Naturphilosophie sind früh bemerkt worden; exakt greifbare Zusammenhänge waren nicht erweisbar. Der Dichter selbst hat noch in reifen Jahren jeden Einfluß der zeitgenössischen Philosophie auf die Ausbildung seines Weltbildes abgelehnt. „Ich habe“, schrieb er 1852, „seit meinem zweiundzwanzigsten Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen; alles was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden“ (B. V, 42).¹ Die führenden Forscher, darunter die Herausgeber der drei großen kritisch kommentierten Ausgaben,² haben denn auch nur von Übereinstimmung Hebbels mit der Zeitphilosophie nicht von Abhängigkeit sprechen wollen. Die geniale Begabung Hebbels habe aus sich heraus ein der Philosophie der Romantik gleichartiges Weltbild produziert. Aber selbst diejenigen, die die absolute Unabhängigkeit des Hebbelschen Weltbildes bezweifeln, beschieden sich, die Abhängigkeit als eine indirekte zu verstehen, die durch das mit den Ideen Schellings und Hegels gesättigte Fluidum des Zeitgeistes vermittelt worden sei. Die allgemeine Resignation der Forschung unserm Problem gegenüber faßt Tibal zusammen, wenn er zwar ausdrücklich Zusammenhänge mit der Naturphilosophie, angeblich der Schellingschen, feststellt, dann aber hinzufügt: „Auf welchem Wege und in welcher Form ihm dieses Ideengut zugekommen sein könnte, das werden wir wahrscheinlich niemals wissen.“³

¹ Ich zitiere nach der Ausgabe von R. M. Werner und zwar Werke: W., Briefe: B., Tagebücher: T. Bei den Tagebüchern bedeuten die arabischen Ziffern nicht Seitenzahlen sondern Nummerierung.

² R. M. Werner (1901 ff. 3. Auflage beendet 1920), P. Bornstein (1911 ff. unvollendet), H. Krumm (1913).

³ André Tibal: *Hebbel. Sa Vie et ses Oeuvres de 1813-1845*, Paris 1911, S. 99.

Mir scheint zu solcher Resignation kein Anlaß gegeben zu sein. Im Zuge der Wiederaufnahme des alten, schon zu Hebbels Lebzeiten umstrittenen Problems hat sich mir die überraschende Tatsache ergeben, daß der Dichter, so unglaublich es zunächst auch klingen mag, seit seinem sechzehnten Lebensjahr unter dem unmittelbaren Einfluß der Schriften eines bekannten romantischen Naturphilosophen aus der Schule Schellings gestanden hat. Weder Hebbel noch die Hebbelforschung haben diese Beziehung je erwähnt. Es ist der Verfasser der *Abndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens*,⁴ der *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*⁵ und der *Symbolik des Traumes*,⁶ es ist Gott-hilf Heinrich Schubert, der schon die jüngere Generation der Romantiker, Kleist und vor allem E. T. A. Hoffmann nachhaltig beeinflußt hatte.

Die Naturmystik Schuberts betrachtete Hebbel als seine persönliche Geheimwissenschaft. Durch sie fühlte er sich über das konventionelle Weltbild seiner Umgebung hinausgehoben, fühlte sich als Eingeweihter und Geweihter. Sein gesamtes Weltbild, insbesondere seine Auffassung vom Dichter als Instrument des absoluten Seinsgrundes, als Deuter des Weltgeheimnisses, ist von ihr richtunggebend bestimmt worden. Wenn er diese erste und grundlegende Quelle seiner Ideen niemals genannt hat, so liegt der Grund nicht nur in seinem niemals überwundenen Autodidaktenstolz, sondern auch in der Überzeugung, daß philosophische Ideen erst in der Form der Kunst gelebte Wirklichkeit und Wahrheit werden, daß sie vom schaffenden Künstler neu erzeugt und sein Eigentum werden. Im Tagebuch drückte der Dichter es so aus: „Ich kann Gedanken erzeugen, die dennoch nicht meine eigenen, sondern nur durch fremde Befruchtung hervor gerufen sind“ (T. II, 2223).

Im Rahmen dieses Aufsatzes kann ich nur die wesentlichsten Ergebnisse meiner Untersuchungen⁷ umreißen, um dann den unmittelbaren Einfluß Schuberts auf den Wesselsburener Dichter an einem bezeichnenden Beispiel aufzuzeigen. Als erste Frucht seiner Schubertlektüre ist das 1829 im *Ditmarser und Eiderstaedter Boten* anonym veröffentlichte Phantasiestück „Der Traum“⁸ anzusprechen. Dieses und zwei weitere 1830 ebenda anonym erschienene Traumstücke, „Antenors Traum“ und „Die beiden Träume“, die bisher als Vorbilder Hebbels galten, erweisen sich als seine eigenen frühesten Produkte. Nicht nur die Gemeinsamkeit der Motivik mit Hebbels erstem unter seinem Namen veröffentlichten Traumstück „Holion“ (1830) bezeugt das, sondern auch die allen gemeinsame Verbundenheit mit ihrer Schubertschen Quelle, mit den *Ansichten* und

⁴ Leipzig 1806 ff., hier zitiert als *Abnd.*

⁵ 1. Auflage, Dresden 1806. Hebbel benutzte die zweite stark umgearbeitete Auflage, Dresden 1818, hier zitiert als *Ans.*

⁶ 1. Auflage, Bamberg 1814. Hebbel benutzte die zweite, veränderte und vermehrte Auflage von 1821, hier zitiert als *Sym.*

⁷ Erste Mitteilungen darüber habe ich in einem auf der Jahrestagung der M. L. A., New York 1950, gehaltenen Vortrag gemacht, der diesem Aufsatz zugrunde liegt.

⁸ Abgedruckt von Werner im *Hebbelkalender für 1905*, Berlin 1904. Krumms Annahme der Autorschaft Hebbels wurde von Bornstein (*Der junge Hebbel*, Berlin 1925, Bd. II, 230) bestritten.

der *Symbolik*. Das Märchen „Die einsamen Kinder“,⁹ vom Jahre 1833, bezeugt dann in der Behandlung der parapsychischen Phaenomene sowohl wie durch seinen weltanschaulichen Hintergrund die völlige Vertrautheit des zwanzigjährigen Dichters mit der Ideenwelt Schuberts. Die Wesselburener Lyrik Hebbels ist durchtränkt von Ideen und Motiven Schuberts. Die großen, viel umstrittenen Gedankengedichte dieser Periode danken ihren Konzeptionsanlaß bestimmten Stellen in Schuberts Schriften. „Der Mensch“ (ursprünglich „Naturalismus“ genannt) geht auf eine Anregung der *Ansichten* zurück, die Gedichte „Gott“ und „Proteus“ (ursprünglich „Das höchste Lebendige“ genannt) auf je einen Schubertschen Mythos in der *Symbolik*, und die Anregung zu „Gott über der Welt“, erst in Hamburg entstanden, empfing der Dichter von dem Eingangsmythos der Schubertschen *Abndungen*. Aber noch bis in die späteste Zeit hinein läßt sich die Weiterwirkung des Schubertschen Ideengutes in Hebbels Gesamtwerk verfolgen.

Der breite Raum, den das Gebiet des Unbewußten, Traum, Schlaf und Mythos, in Hebbels dichterischem Schaffen wie in seiner Theorie bis an sein Lebensende einnimmt, beruht auf der wahlverwandten Übernahme des Schubertschen Weltbildes. Dieses Weltbild klärt sich dem Dichter bald nach seinem Weggang von Wesselburen durch das eindringliche Studium der Schellingschen Philosophie der naturphilosophischen wie der theosophischen Periode. In ähnlicher Weise wie früher aus Schubert hat Hebbel späterhin – und weit mehr, als die Forschung es bisher hat wahrhaben wollen – aus Schelling geschöpft.¹⁰ Für die Wesselburener Gedankenlyrik ist also der Schellingianer Schubert das lange gesuchte Mittelglied zwischen jener und der Philosophie Schellings. In diese selbst dringt Hebbel ein, lange bevor er den Meister selbst vom Münchener Universitätskatheder dozieren hört. So ergibt sich für Hebbels Schaffen seit seinem ersten Hamburger Aufenthalt eine merkwürdige Überblendung Schubertscher Ideen durch solche Schellings und umgekehrt. Ich bin damit beschäftigt, diese Zusammenhänge im Rahmen einer größeren Arbeit darzulegen, hier kann ich nur an einem Beispiel die Bedeutung Schuberts für die Ausbildung des Weltbildes Hebbels veranschaulichen.

Ich wähle das in der Forschung viel umstrittene, 1834 entstandene Gedicht „Proteus“. Mit rhythmischer Wucht wird der Leser in den magischen Kreis des dargestellten Naturmysteriums gezogen. Die Meisterhaftigkeit der Form, die Tiefe des Ideengehalts bezeichnen das Reifwerden des einundzwanzigjährigen Lyrikers. Staunend stand die Forschung vor diesem Gedicht wie vor einem in der Enge Wesselburens aus dem leeren Raum emporgestiegenen Phaenomen. Hermann Krumm faßt die allge-

⁹ 1835 veröffentlicht und erst 1906 wieder entdeckt, von der Forschung in seiner Bedeutung für die Weltanschauung des jungen Hebbel wenig beachtet.

¹⁰ Vergleiche vorläufig meinen Aufsatz: „Hebbel und Schelling, zum Problem der Schuld“ in *Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung*, Band II, Chicago und München 1951.

meine Kapitulation der Hebbelforschung vor dem ihr hier aufgegebenen Rätsel bündig zusammen: „Wie es Hebbel möglich war, dies schon in Wesselburen in solcher Tiefe und so abgeklärter Form auszusprechen, wird stets ein Rätsel bleiben. Das Gedicht ist die bündigste Widerlegung der immer wieder gemachten Versuche, die Abhängigkeit des Dichters von der Philosophie der Zeit nachzuweisen.“¹¹ Mir gilt es als der bündigste Beweis für den Einfluß, den das direkte Studium der Schubertschen Naturmystik auf die Ausbildung des Weltbildes Hebbels gehabt hat.

Das Gedicht ist in der Erstveröffentlichung vom Jahre 1842 (eine Handschrift ist nicht vorhanden) „Das höchste Lebendige“ überschrieben. Erst in der Gesamtausgabe der Gedichte vom Jahre 1857 erscheint es unter dem Titel „Proteus“ (W. VI, 253). Der erste Titel ist der umfassendere und bezeichnendere und darum auch als der ursprüngliche zu betrachten.¹² Weder der Name Proteus noch die Ableitung proteisch werden in dem Gedicht selbst gebraucht. Der Sprecher des monologischen Gedichts ist „das höchste Lebendige“, das sich selbst als allbewegendes und alldurchdringendes Element des Daseins darstellt. Das Proteische ist nur *eine* seiner Qualitäten, eine wesentliche, der Ton jedoch liegt auf der höchsten Lebendigkeit.

Was aber „das höchste Lebendige“ eigentlich ist, das ist vom Dichter bewußt in das Zwielficht des Rätselhaften gestellt worden. Die Überzeugung, daß die Poesie die Sprache des Rätsels spricht, daß sie zugleich aber auch den „Schlüssel zu unserm innern Rätsel“ (*Sym.* S. 21 ff.) in sich birgt, hatte der Dichter frühzeitig aus Schuberts Schriften gewonnen. Sie bestimmt auch noch den esoterischen Charakter seiner späteren Gedankenlyrik. Es ist „das Rätsel, das uns allein interessiert“, nicht „die nackte, kahle Auflösung“ (T. II, 2265) heißt es 1841 im Tagebuch und 1838 schreibt er, die höchste Wirkung der Kunst charakterisierend, an den Freund Emil Rousseau: „Ein Geheimnis muß immer übrig bleiben, und läge das Geheimnis auch nur in der dunklen Kraft des *entziffernden* Worts. Im Lyrischen ist das offenbar; was ist eine Romanze, ein Gedicht, wenn es nicht unermesslich ist, wenn nicht aus jeder Auflösung des Rätsels ein neues Rätsel hervor geht?“ (B. I, 282) Die meisten der Gedankengedichte Hebbels üben gerade durch die Magie des Rätselhaften ihre bezwingende Wirkung aus. Freilich, nur dem in die Mysterien Eingeweihten erschließt sich ihr letzter Sinn. Es sind die Mysterien, in die sich der Dichter in Wesselburen von Schubert und später von Schelling hat einweihen lassen. So sind viele der symbolischen Gedichte Hebbels, etwa „Gott“, „Der Mensch“, „Proteus“, „Gott über der Welt“, „Was ist die Welt“, „Zwei Wanderer“, „Das Geheimnis der Schönheit“, um nur einige der bezeichnendsten Beispiele zu nennen, erst von der Mystik Schuberts und Schellings her zu enträtseln.

¹¹ Krumm, Bd. II, 243; ähnlich Bornstein in *Der junge Hebbel*, II, 258, f.

¹² Emil Kuh (*Biographie Friedrich Hebbels*, 3. Auflage, 1912, Bd. I, 113) nahm „Proteus“ als ursprünglichen Titel an.

Die Neigung Hebbels zum Geheimnisvollen, ja zum Paradoxen, fand frühzeitige Nahrung und Bestätigung in Schuberts Mystik. Schon der Titel des Gedichts „Das höchste Lebendige“ schließt eine in Schubert wurzelnde Paradoxie ein. Das höchste Lebendige ist nämlich nicht das sichtbar Lebendige, das mit dem Bewußtsein erfaßbar ist; denn nicht in diesem wohnt es, sondern in dem dunklen Strom des Unbewußten, der unter der Decke der sichtbaren Welt als allverbindendes höchstes Lebens-element alle Dinge und Wesen durchströmt. Schubert unterschied auf der zweiten Stufe seiner Ideenentwicklung, in den *Ansichten* und der *Symbolik*, zwei Entwicklungsstadien der Natur: die ursprüngliche Natur, in der alles Einzelne noch von dem allverbindenden Strom des göttlichen Lebensgeistes unmittelbar durchflutet und getragen war, und die abgefallene Natur, in der sich das Einzelleben durch einen Akt schuldhafter Selbstsucht aus dem Allzusammenhang abgesondert hat, in der das einst einheitlich Lebendige zum starren Nebeneinander geworden ist. Damit ist das sichtbare Dasein in ein Scheindasein verwandelt worden. „Durch eine alte Umwälzung wurde die Tagseite zur Nachtseite“ (*Ans.* S. 22), es entstand die durchgehende Paradoxie unseres Daseins: „So wach wir uns auch glauben“, sind wir doch „in einem mehrtausendjährigen Schlaf“ befangen (*Sym.* S. 22). „Was Sprache des Wachens sein sollte, ist uns jetzt dunkle Sprache des Traumes“ (*Sym.* S. 139). Nur im Traum, wenn auch durch die Grenzen der Besonderung verwirrt, vernehmen wir noch die Bilder- und Gestaltensprache der gottverbundenen Natur. „Wenn wir einschlafen, erwacht in uns der Gott“ (T. II, 2076) notiert Hebbel in diesem Sinne 1840 im Tagebuch. Das „Organ“ des Unbewußten, „jenes innere Organ, was dem Geiste die Traumbilder reflectiert“, nennt Schubert den „versteckten Poeten in unserm Innern“ (*Sym.* S. 4f.). Auf einer höheren Stufe wirkt der „versteckte Poet“ in der ebenfalls dem Raum des Unbewußten entquellenden Sprache der Poesie. So wird die Poesie zur göttlichen Offenbarung und der Dichter zum Organ des ewigen Seinsgrundes. Noch 1844 notiert Hebbel sich mit Schubert identifizierend: „Mein Gedanke, daß Traum und Poesie identisch sind, bestätigt sich mir mehr und mehr“ (T. III, 4188), und 1844 bestimmte er die Aufgabe der Poesie durchaus in Schubertschem Geist und Buchstaben: diese bestehe darin „das verknöcherte All wieder flüssig zu machen, und die vereinzelt Wesen, die in sich selbst erfrieren, durch geheime Fäden wieder zusammen zu knüpfen, um so die Wärme von dem einen zum andern hinüber zu leiten“ (T. II, 3140).

Es ist diese paradoxe Sicht des Daseins von der Nachtseite, die ursprünglich die Tagseite des Daseins war, wie sie Schubert in den *Ansichten* und der *Symbolik* lehrte, mit der der jugendliche Dichter zuerst, spätestens seit 1829, vertraut wurde. Spätestens seit 1833 drang Hebbel dann auch, wie der Ideenhintergrund des Märchens „Die einsamen Kinder“ erweist, in das Weltbild der Schubertschen *Abendungen* ein. Auf dieser früheren Stufe seiner Ideenentwicklung hatte Schubert die Idee

des Abfalls der Natur noch nicht verwendet. In den *Abndungen* hatte er, der Naturphilosophie Schellings folgend, das Prinzip des Gegensatzes als die schöpferische Bedingung des Lebens angenommen. Das positive, aktive Prinzip ist das universelle des Weltgeistes. Ihm steht als das negative, passive Prinzip, das der geschaffenen Materie gegenüber. Die Materie wird „begeistert“ d. h. beseelt durch das aktive ewig väterliche Prinzip des Weltgeistes. So entsteht Leben, so wird die ursprünglich passive und hemmende Materie zur schaffenden Mutter, die indirekt am Schaffen des ewigen Vaters Teil hat. Darum heißt die Erde bei Schubert, wie in Hebbels Gedicht, „die ewige Mutter“ (*Abnd.* S. 275 f.).

Die Einzelwesen, die die ewige Mutter, die Erde, begnadet durch den schöpferischen Lebensstrom des Weltgeistes, erschafft, sind Produkte jenes schöpferischen Gegensatzes. Das Erbe des ewigen Vaters drängt sie über die Begrenzung des Einzel Lebens hinaus der Allverbundenheit mit dem Weltgeist entgegen; die erdige Schwere der ewigen Mutter sucht sie im engen Bann des Einzel Lebens zurückzuhalten. Hier sind die Anschauungen vorgebildet, die der Funktion der ewigen Mutter in Hebbels Gedicht zugrunde liegen.

Auch die allverbindende Funktion, die das höchste Lebendige in Hebbels Gedicht hat, versteht sich von Schubert her. Sie wurzelt in der bereits in den *Abndungen* entwickelten Idee von den „kosmischen Momenten“ der Einzeldinge. Der göttliche Lebensstrom kann nämlich nach Schubert von der hemmenden Funktion der mütterlichen Erde nicht durchaus in den Einzelformen gefesselt werden. Im unbewußten Raum, unter der Oberfläche des starren Nebeneinander fließt er noch „in der heiligen Tiefe alles Seins“ (*Abnd.* S. 230) wandlungsfroh und allverbindend. Auf den Höhepunkten der Reife der Dinge, in den „Blütenmomenten“ des Daseins, tritt er an die Oberfläche. Diese Momente, „in denen die Dinge von dem Geist des Lebens berührt werden“, nennt Schubert „kosmische Momente“ (*Abnd.* 290 ff.). In ihnen werden die Einzeldinge wenigstens für Augenblicke in den kosmischen Zusammenhang des Daseins aufgenommen: „Sie sind das Erblicken, das augenblickliche Erscheinen eines höheren geistigeren Seins, die Offenbarung des Weltalls an das Einzelne“ (*Abnd.* I, 31).

Es sind diese, hier nur eben umrissenen, Grundideen der naturphilosophischen Mystik Schuberts, die den ideellen Hintergrund von Hebbels Gedicht „Das höchste Lebendige“ bilden. Der engere Konzeptionsanlaß aber läßt sich noch genauer in Schuberts Werk bestimmen. Dem Ruf der Romantik, insbesondere dem Schellings, nach einer neuen Mythologie folgend, hatte Schubert im fünften Kapitel der *Symbolik* seine Anschauungen zu einem Mythos geformt. Wörtlich heißt es da: „Selbst das Buch der Natur enthält einen ähnlichen Mythos, auf dessen Inhalt wir hier nur hindeuten wollen. Die jetzige uns umgebende sinnliche Welt – das als Natur offenbarte Wort – ist freilich in *fest stehenden Lettern* abgefaßt, und die Geschlechter der sichtbaren Wesen erhalten und er-

neuern sich auf dem gewöhnlichen Wege ohne sehr große Veränderung. Indes ist es doch sehr die Frage: ob dieses immer so gewesen, oder ob nicht vielmehr *der schaffende Proteus in den letzten seiner Verwandlungen gewaltsam festgehalten* worden, ob nicht die einander gegenüber stehenden kämpfenden Kräfte *gewaltsam in ihren wandelnden Bewegungen gehemmt und erstarrt* sind¹³ (Sym. S. 132). Aus dem dynamischen Allzusammenhang also ist ein in sich selbst erstarrtes Nebeneinander starrer, stereotyper Formen geworden. „Das ewige Lied der Schöpfung verhallt an dieser starren Mauer zuletzt in einen einzigen Ton, der ohne Wechsel immer derselbe fortklingt . . . und das zur toten metallenen Schlange gewordene Weltall ist ein immer da, wo er endet, auch wieder beginnender *Ring* geworden“ (Sym. S. 134).

Es scheint mir kein Zweifel, daß wir in diesem Schubertschen Mythos von dem in starre Formen gebannten Proteus des Lebensgeistes den Konzeptionsanlaß des Hebbelschen Gedichts vor uns haben. Es wird nun auch verständlich, warum man seit Neumann¹⁴ immer wieder auf die Verwandtschaft des Ideenhintergrundes des Gedichts mit der Naturauffassung des frühen Schelling hingewiesen hat. Denn Schuberts phantasievolle Naturdeutung hatte Schellings pandynamische Naturidee zu jener Vorstellung des gefesselten Proteus umgewandelt. Selbst die Bezeichnung des Lebensgeistes als Proteus hatte Schubert von Schelling übernommen, der in einer (von Neumann und der ihm folgenden Forschung merkwürdiger Weise übersehenen) Stelle in der Schrift von der *Weltseele* von dem „Proteus der Natur“ gesprochen hatte, „der unter immer veränderter Gestalt in zahllosen Erscheinungen immer wieder kehrt“¹⁵. Die Wiederbegegnung mit dieser Proteusidee bei Schelling mag Hebbel veranlaßt haben, sein Gedicht späterhin in „Proteus“ umzubenennen, womit, wie wir vorhin zeigten, der Schwerpunkt leicht verschoben wurde.

Der vorher umschrittene Ideenkreis Schuberts gibt uns, zusammen mit seinem Proteusmythos, den Schlüssel in die Hand, um das Rätsel dieses Jugendgedichts, das bereits die Grundlinien des Weltbildes des späteren Hebbel in sich birgt, zu lösen. Zeile um Zeile umklingen uns beim Lesen des Hebbelschen Gedichts Schubertsche Ideen und Motive:

Was oben und unten in Fülle und Kraft
Die ewige Mutter erschuf und erschafft,
Sie hat es in Formen, in steife, gehüllt,
In starrende Normen das Leben gefüllt.

Die „ewige Mutter“, die „oben und unten . . . erschuf und erschafft“ ist wie schon deutlich wurde, die Erde, die in der Welt des Organischen und Unorganischen in kontinuierlicher Schöpfung wirkt. Denn so hatte Hebbel bei Schubert gelesen: „Durch die immerwährende Einwirkung der Erde werden . . . die Körper in jedem Moment erschaffen und er-

¹³ Sperrungen von mir.

¹⁴ Alfred Neumann: *Aus Friedrich Hebbels Werdezeit*, Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums in Zittau, 1899, S. 10 f.

¹⁵ Schelling: *Sämtliche Werke*, 1856 ff., I. Abteilung Bd. II, 478.

halten“ (*Abnd.* I, 297). „In Fülle und Kraft“ schafft die ewige Mutter, das heißt in Schuberts Sinne, sie umfängt die Einzelwesen mit der „Fülle ihres eignen Daseins“, und diese „nennen wir Schwere“ (*Abnd.* I, 35). Sie sucht die von ihr geschaffenen Einzelwesen in den „stehenden Lettern“, wie Schubert die unveränderlichen Formen im Proteusmythos nannte, in den „steifen Formen“ und „starrenden Normen“, wie es bei Hebbel heißt, festzuhalten. Die Einzeldinge aber streben, dem Erbteil des ewigen Vaters gemäß, in die Sphäre des gegensätzlichen Prinzips, in die kosmische Allverbundenheit hinauf. Denn „es gehet das endliche Bestreben aller nach der Befreiung von jenen Banden, welche das Einzelne an der Basis aller Besonderheit, der Erde, festhalten, und welche es an der Vereinigung mit seinem ewigen Ursprunge, dem Weltganzen, verhindern“ (*Abnd.* I, 20). Aber vergeblich suchen die Einzelwesen die Form der Besonderung zu durchbrechen. Es „brauset und zischt“ in ihnen, heißt es bei Hebbel, wie wenn sich warmes Wasser mit kalter Erde vermischt. Das Wasser hatte Schubert im Sinne Schellings und des zeitgenössischen Neptunismus als das „anfängliche Element“ bezeichnet, es ist ihm aber auch das Symbol des Elements, in dem alle Dinge wieder enden: „Das höhere, überirdische Leben beginnt im flüssigen Zustand“ (*Abnd.* I, 40 u. 45). Das „Flüssige“ ist das Schöpfungselement des Weltgeistes, das erdig Starre das der ewigen Mutter. Jener geht auf proteische Verflüssigung des Starren, diese auf „Vererden“ (*Sym.* S. 72 u. 77) aus:

Und wie's in den Formen auch brauset und zischt,
So bleibt es doch immer mit Erde gemischt.

Die Wärme, führte Schubert aus, „geht auf innige Vereinigung mit dem Ganzen“ (*Abnd.* I, 48), sie ist „die schaffende Kraft, welche in Allen ist, durch welche Alles ist“ (*Abnd.* S. 41). Die Kälte ist es, durch welche die Erde alles einzelne in ihren Bann zurückzwingt (*Abnd.* S. 297):

Nie kann sich's entreißen der dumpfen Gewalt,
Da wird es so trübe, da wird es so kalt.

Das Symbol der Individuation als Erstarrung, als Vereisung des allgemeinen Lebens, wie es Hebbels gesamtes Werk durchwebt, ist ihm zuerst bei Schubert begegnet. Auch das Symbol des Ringes als Sinnbild tragischer Abgeschlossenheit des Individuellen vom Universellen, das in der Heidelberger und Pariser Lyrik wiederkehrt, wuchs ihm aus Schuberts Bildersprache zu. Im Proteusmythos hatte Schubert die Erstarrung des ursprünglich wandelbaren Lebens mit einem „da wo er endet auch wieder beginnenden Ring verglichen“ (vgl. oben). Das ist der Ring, von dem in Hebbels Gedicht die Rede ist:

Doch mich hat sie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem sie grausam die Wesen umfing,
Ich steige hinunter, ich steige empor
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Der Sprecher, das höchste Lebendige selbst, ist nicht in den Ring der Erstarrung eingeschlossen. Er wirkt in proteischer Ungebundenheit, wie es Hebbel mit Schubert sah, „in der heiligen Tiefe des Seins“ (vgl. oben). Unter der Oberfläche des starren Nebeneinanders der Einzeldinge wirkt er als die allverbindende und entbindende Macht im Gegensatz zu der besondern und bindenden Kraft der Erde. Im Raum des Unbewußten, nicht in dem des absondernden Bewußtseins, ist er wach. Denn jener „Ring“ bezeichnet auf der höchsten Stufe der Erscheinungswelt den Ring des Bewußtseins. Noch 1844 in „Ein Spaziergang in Paris“ erlebt es der Dichter so:

Ich lebte ganz: der ew'gen Kräfte Strom
Zog hin durch mich, durch's Engste, durch's Atom,
Ich wurde aus dem Ring, der mich umengt,
In's Unermeßliche hinausgedrängt. (W. VI, 242),

und im Tagebuch notierte er zur selben Zeit: „Alles ist vergänglich. Jawohl, jeder Ring, in dem wir uns dehnen, muß endlich zerspringen, aber an den Ring scheint alles Bewußtsein geknüpft zu sein, so wie wir an ihn anstoßen, haben wir im Centrum unseres Ichs einen Wiederklang (T. II, 3071).“¹⁶

Die Erlebnisdialektik, die Hebbel Zeit seines Lebens zwischen dem Gefühl der Beengung durch die Individualität und der beseligenden Durchbrechung ihrer Grenzen hin und her wirft, ist bereits deutlich in unserm Gedicht ausgebildet. In Schuberts Ideenwelt erwächst dieses Grunderlebnis Hebbels zuerst zu theoretischer Bewußtheit und zugleich zu dichterischer Gestalt. Freilich, eine charakteristische Abweichung von der Haltung Schuberts macht sich deutlich bemerkbar. Schubert hatte in den *Abndungen* den Gegensatz des allgemeinen und des besonderen Lebens als Daseinsbedingung, als ein mit dem schöpferischen Prinzip der Polarität notwendig gegebenes Faktum hingenommen. Die eingengende Gewalt der ewigen Mutter war keineswegs als „grausam“ verstanden worden. In den späteren Schriften, den *Ansichten* und besonders in der *Symbolik* hatte Schubert in Anlehnung an theosophisch christliche Anschauungen (Boehmes, Baaders und des späteren Schelling) die Trennung des Besonderen vom Allgemeinen als schuldvollen Abfall der Selbstsucht verstanden. Hebbel kannte beide Anschauungen. In seinem späteren vieldeutigen Begriff der Existenzschuld klingt noch formal die Schubertsche Auffassung der Individuation als Schuld an. Tatsächlich aber bedeutet Hebbel die Existenzschuld vielmehr Urschicksal als Urschuld. Schon der Wessalburener Dichter weist die Idee, daß das Einzelleben für den tragischen Bruch verantwortlich sei, von sich. Es ist die ewige Mutter selbst, die die Wesen „grausam“ in den Ring der Individualität gebannt hat. Die Weltordnung trifft die Schuld. Erst in Schellings Welt wird sich ihm jenes Urschicksal als gegenseitige Bedingtheit von Notwendigkeit und Freiheit, von Schicksal und Schuld, klären.

¹⁶ Vergleiche auch W. VII, 301: „es sprengt von oben kein Gedanke den Ring, der mich beengt“.

Aber schon für den Wessalburener Dichter ist die vielberufene „pantragische“ Sicht nicht das letzte Wort. Mit Schubert weiß er, daß die Trennung von der „ewigen Lebensursache“ nur scheinbar ist. In die hinter und in den Dingen wirkende Kraft des höchsten Lebendigen führt uns die nächste Strophe; sie führt uns zugleich noch tiefer in die Bildersprache der Mysterien ein, die ihm Schubert eröffnet hatte. Das höchste Lebendige vergleicht der Dichter mit der Biene, die den Honig aus jeglichem Sein schlürft. Schubert hatte in der *Symbolik*, frei nach Creutzers *Mythologie*, die Biene im Sinne antiker Mysterienlehre das „heilige Tier, voll göttlichen, prophetischen Geistes“ genannt (*Sym.* S. 95). Noch in der gegenwärtigen, aus der ursprünglichen Einheit abgefallenen Welt bereiten die Bienen „jene Süßigkeit, welche in der goldenen Zeit unmittelbar von den Blättern der Bäume geflossen und gaben hierdurch den Menschen einen, wenn auch nur kärglichen, Ersatz für jenen verlorenen Genuß“. Aus den einzelnen Blüten – das ist der metaphysische Sinn des Mythos – saugen sie das im gemeinsamen Seinsgrund wurzelnde Wesenhafte der Dinge ein und verschmelzen es im Produkt des Honigs zu einer Art kosmischen Elixiers. Es ist dieses Bienenmysterium, das in Hebbels Versen aufleuchtet, wenn das höchste Lebendige von sich sagt:

Ich schlürfe begierig aus jeglichem Sein
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein,
An keines gebunden, muß jedes mir schnell
Die Pforten entriegeln zum innersten Quell.

In Schuberts Beschreibung der Mysterien der Ceres hatte Hebbel auch gelesen, daß deren Priesterinnen Bienen, der Oberpriester Bienenkönig genannt wurden (*Sym.* S. 96). Wie Priester, Prophet und Dichter im Sinne Schuberts und Hebbels dieselbe Funktion ausüben, so hatte Hebbel schon zwei Jahre vor der Abfassung des Gedichts vom „höchsten Lebendigen“ sich selbst in seiner Eigenschaft als Dichter als Priester des Bienenmysteriums dargestellt. Die seltsam großartige Schlußwendung des bisher unverstandenen Gedichts „Gott“ (1832) wirft ein weiteres Licht auf unsern Zusammenhang:

Da sauge ich, wie eine Biene
Am Blumenkelch, an Gott dem Herrn (W. VII, 77).

Sie zeugt auch von der wortgewaltigen Verdichtungskraft des damals erst neunzehnjährigen Kirchspielschreibers.

Der Dichter also hat Teil an der in allen Dingen lebendigen und zu ihrem Wesen vordringenden Kraft, er ist ihr Organ, aber nicht, wie man gemeint hat, der Sprecher im Gedicht. Wie könnte der Dichter von sich sagen:

Ich bin's, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigste Strömung erregt,
Und dann, was sie innerlich eigen besitzt,
Enteilend in's dürstende Weltall verspritzt.

Der Sprecher des Gedichts kann auch nicht, wie die Mehrzahl der Hebbelforscher annimmt, als allegorische Personifikation der dichterischen

Phantasie verstanden werden, die mit der Wandlungsfähigkeit des antiken Meergotts Proteus verglichen werde. Diese Deutung gründet sich auf Mißverständnissen späterer Äußerungen des Dichters selbst. Der Sprecher in dem Jugendgedicht ist nicht eine Allegorie sondern eine metaphysische Realität, er ist die allein wahrhaft wirkliche Kraft des höchsten Lebendigen, des Weltgeists, der das zu tiefst bewegende Element des nach Allverbindung „dürstenden Weltalls“ ist. Er ist das schöpferische Element, das Schubert auch als „höheren Einfluß“ bezeichnet, ein Einfließen in den Weltenstoff, ein wirklicher influxus. Er ist „der Lebensgeist der höheren Region . . . , welcher dieses Meer wechselnder Gestalten bewegte und wandelte“ (*Sym.* S. 135).

Die folgenden Strophen schildern dann, wie das in der Tiefe des Lebensstroms wesende höchste Lebendige die Decke der individuellen Erstarrung durchbricht und in den kosmischen Momenten der anorganischen und organischen Natur bis hinauf zum Geist des Menschen, aus der Vereinsamung erlösend, an die Obrefläche tritt.

Das Wasser, in der Form der Verdampfung, gilt Schubert in der anorganischen Welt als höchster Ausdruck und als Symbol der Wirklichkeit des Weltgeistes. Es ist „in dieser erhabendsten Form des körperlichen Daseins Lebensluft“ (*Abnd.* I, 275); in diesem Zustand ist es „auf Erden vollkommenes Organ des Weltgeistes“ geworden (ebenda). So nutzt denn Hebbel die proteische Wandelbarkeit des Wassers, um in ihr den kosmischen Moment in der anorganischen Welt darzustellen, wie ihn Schubert geschildert hatte als einen „von jenen Augenblicken, in denen die anorganischen Dinge von einem neuen Geist des Lebens verklärt werden“ (*Abnd.* S. 290). In dieser „Begeisterung“ wird auch das Anorganische vom Geist des Lebens „begeistet“:

Ha! oben in Wolken in bläulichem Glanz
Mit brausenden Stürmen der schwindelnde Tanz!
Als Blitz, dies Verflammen im nächtlichen Blau
Als Regen, dies Tränken der durstigen Au!

Der Dialektik des Schubert-Hebbelschen Naturerlebens gemäß ist das höchste Lebendige, wie hier leidenschaftliche Bewegung, so „liebliches Ruhn“ in der nächsten Strophe. Sie führt uns auf die erste Stufe der organischen Natur, in die Pflanzenwelt. „Die einzelne Pflanze“, sagte Schubert, „ist nicht in jedem Moment ihres Daseins in einer gleich deutlichen Harmonie mit dem höheren Weltganzen. Am schönsten zeigt sich diese in der Zeit ihrer Liebe, in der Zeit des Blühens“ (*Ans.* S. 239 f.). In dieser Zeit „erkennt“ das Einzelne „den höheren Einfluß unmittelbar und ohne die Vermittlung des Erdganzen“ (*Ans.* S. 243). Das heißt, das Einzelne, „entbunden“ von der hemmenden Kraft der „ewigen Mutter“, der Erde, durch die der Weltgeist nur mittelbar wirkt, tritt mit ihm in unmittelbare Gemeinschaft. Es ist das leichtbewegliche, wehende Element des Blütenstaubes, das Träger und Symbol zugleich des allverbindenden Lebensgeistes in der Pflanzenwelt ist (*Ans.* S. 240). Seine

Seele ist das „entbundendste“ Element: der Duft. Die metaphysische Deutung des Blütenduftes, die Hebbels gesamtes lyrisches Werk durchzieht, wurzelt in diesen Anschauungen Schuberts.

„Bei vielen Wesen fällt der Moment, wo das tierische oder vegetabilische Leben am mächtigsten erhöht ist, der Moment der Begattung, mit dem des Todes zusammen“¹⁷ (*Ans.* S. 357). Das farbige Hochzeitskleid der Blume wird damit zugleich Hochzeitsbett und Gruft.¹⁸ Im Augenblick der Vermählung werden die „Wesen“ vom Geist des Lebens erfüllt: „Ihm gleich glühen sie in der höchsten Wonne, und werden vollendet – zum Tode. Denn dieser ist die Zeit der Reife allen Dingen“ (*Abnd.* I, 289). In diesen kosmischen Momenten des Daseins werden sie „im Schaffen dem Weltgeist gleich“, sie treten „tiefer in seine heilige Gemeinschaft. Sie ruhen – wenn auch nur für Momente – in seinem Anschauen aus“ (*Abnd.* S. 298 f.). Es ist der kosmische Moment der Blume, den Hebbel in allen Farben Schuberts beschreibt:

Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das stille Verschließen, das liebliche Ruhn!
Und wenn ich entsteige der tauigen Gruft,
Umströmt mich, entbunden, der glühendste Duft!

Wenn der Dichter den Kelch der Blume als „tauige“ Gruft bezeichnet, so hat auch das noch seine besondere Bewandtnis im Sinne der Naturmystik Schuberts. Dieser hatte nämlich, im Zusammenhange seiner Theorie von der Rückwirkung alles „Basischen“ auf die höhere einwirkende Kraft, den Tau als Produkt der Rückwirkung der starren Erde auf die Luft, das Organ des Weltgeistes, verstanden (*Abnd.* II, 153 ff.). So wird der Tau zum Symbol der Vermählung des einzelnen mit dem allgemeinen Leben.

„Tod und Hochzeit, Hochzeit und Tod liegen in der Ideenassociation der Natur so nahe wie in der des Traumes, eins scheint oft das andere zu bedeuten“ (*Sym.* S. 39). Als Beispiel dieses paradoxen Ineinanders von Lust und Schmerz in der Natur führt Schubert das der Nachtigall an: „Die Zeit der Liebe und der Freude ist es, wenn die Nachtigall ihren klagenden Gesang am meisten hören läßt“ (*Sym.* S. 38). Im klagenden Liebesgesang der Nachtigall schildert Hebbel den kosmischen Moment auf der Stufe der Tierwelt:

O seliges Wohnen in Nachtigallbrust!
O süßes Zerrinnen in heimlichster Lust!
Ich hauch' ihr die Liebe in's klopfende Herz,
Dann scheid' ich, da singt sie in ewigem Schmerz.

¹⁷ Zu der Liebes-Todes-Mystik Schuberts vgl. Paul Kluckhohn: *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik*, Halle 1922, S. 531 ff.

¹⁸ Schon in dem Gedicht „Gott“ hatte Hebbel die Offenbarung der Güte Gottes in der blühenden Welt als „Lampe in der Totengruft“ verstanden:

Da sehe ich der Allmacht Blüte,
Die Welten labt mit ihrem Duft:
Die ewig wandellose Güte,
Die Lampe in der Totengruft (W. VII, 77)

Noch einmal wird hier deutlich, daß der Sprecher nicht die subjektiv beseelende dichterische Phantasie sein kann. Wie könnte die Nachtigall in ewigem Trennungsschmerz weitersingen, nachdem das höchste Lebendige von ihr geschieden ist, wenn dieses nicht als objektive metaphysische Realität verstanden wird. Als Poet freilich, als „versteckter Poet“, wie Schubert das Organ des höchsten Lebendigen, das Unbewußte, bezeichnet hatte, betätigt es sich hier. Im schmerzlich süßen Gesang der Nachtigall spricht der „versteckte Poet“ dieselbe widerspruchsvolle Sprache wie im unbewußten Seelenleben des Menschen, wie im Traum.

Mit Schubert sieht Hebbel im Gesang der Nachtigall die natürliche Vorstufe zur menschlichen Poesie: In das „unvollkommenere Dasein“ einer tieferen Stufe greift im Verlauf der Naturentwicklung „schon die Anlage eines künftigen höheren ein“ (*Ans.* S. 309). So gipfeln denn die proteischen Wandlungen des höchsten Lebendigen, des in allem Sein „versteckten Poeten“, im Menschen:

In Seelen der Menschen hinein und hinaus!
 Sie möchten mich fesseln, o neckischer Strauß!
 Die fromme des Dichters nur ist's, die mich hält,
 Ihr geb ich ein volles Empfinden der Welt.

Der „versteckte Poet“ spricht, wie wir schon wissen, in verschiedenen Sprachstufen. Die ursprüngliche sieht Schubert noch in der Hieroglyphensprache der Natur, der ursprünglichen Gestaltensprache Gottes, bewahrt. Das ist das „Wort“ der Natur, das in Hebbels späterer Romanze „Zwei Wanderer“ dem Geist zu „entziffern“ aufgegeben ist. Unvollkommener spricht das höchste Lebendige, der versteckte Poet, auf der untersten Stufe des Unbewußten, im Traum, den der Mensch mit dem Tier gemein hat¹⁹ (*Sym.* S. 4 und 20 ff.). Über diese Stufe, die immer noch höheren Ursprungs als die „wache Sprache der Rede“ ist, kommt der Durchschnittsmensch nicht hinaus. Die Traumsprache, die einst die eigentliche Sprache der Allverbundenheit war, ist jetzt durch die individuelle Absonderung „mit Erde vermischt“, sie ist zu einer doppeldeutigen Rede geworden. In der Poesie aber, der höheren Traumsprache, spricht der versteckte Poet durch sein Organ, den Dichter, wieder die ursprüngliche Gestaltensprache der Allverbundenheit.

Ausführlich beschreibt Schubert, wie der „versteckte Poet“ die Menschen im Traum mystifiziert. Es ist „jener Ton der Ironie, welcher . . . in der Sprache des Traumes bemerkt wird“ (*Sym.* S. 26), es ist der „Witz des Traumes“, der viele Traumbilder gerade zum Gegenteil ihrer wahren Bedeutung macht (*Sym.* S. 16). Auch den Grund, warum der versteckte Poet in uns im Traum diese neckisch ironische Sprache spricht, weiß Schubert: „Die Sache sei aber, was das Einzelne und Besondere dabei betrifft, wie sie wolle, im Allgemeinen hat es mit dem Dasein des

¹⁹ Noch in seinem Todesjahr sieht Hebbel der Schubertschen Stufenfolge gemäß in dem „künstlerischen Vermögen die Mittelstufe zwischen dem Instinkt des Tieres und dem Bewußtsein des Menschen“ und sucht das „Traumleben“ des Künstlers im Vergleich mit dem des Tieres zu verstehen, Vgl. T. IV, 6133.

seltsamen, versteckten Poeten in uns seine Richtigkeit. Diesem erscheint allerdings manches erstaunlich lustig vorzukommen, was uns sehr traurig macht, und umgekehrt scheint er über viele unsrer Freuden sehr ernste Ansichten zu haben; ein Zeichen, daß er sich überhaupt in unserm jetzigen Zustande nicht so ganz behaglich befinde“ (*Sym.* S. 17). Das ist der Grund, weswegen die Menschen den proteischen Gesellen, wie er sich im Traum betätigt, nicht zu „fesseln“ vermögen, warum er ihnen im „neckischen Strauß“, wie Hebbel sagt, im ironischen Spiel der Traumsprache immer wieder entgleitet. Sie können ihn nicht „halten“, weil er es in der Seele des Durchschnittsmenschen im wahrsten Sinne nicht auszuhalten vermag. Zur Zeit, da Hebbel mit der Idee zu seiner ersten Komödie, dem von Schuberts Motiven gesättigten Lustspiel „Der Diamant“ beschäftigt ist, notiert er im Tagebuch entsprechend: „Der neckische Geist des Lebens ist kokett“ (T. II, 2157), und noch in seinem Todesjahr spricht er von dem „neckischen Proteus des Lebens“ (T. IV, 6126).

Wie das höchste Lebendige im kosmischen Moment der hochzeitlichen Blüte ausruht, so ruht es auch in der höchsten Blüte des menschlichen Daseins, in der schöpferischen Seele des Dichters, aus: „Die fromme des Dichters ist's die mich hält“. Auf den kosmischen Moment des Geistes deutet Hebbel hier, wie er sich in der Seele des Dichters, als des Organs des Weltgeistes, vollzieht. Darauf hatte Schubert gewiesen, als er in den *Abndungen* schrieb: „Endlich im Menschengeschlecht gibt es einen höheren und beständigeren Genuß, welcher ungleich mächtiger ist als der auf dem Gegensatz des Geschlechts ruhende. Und eben dieser erhabenste und glühendste Genuß schafft die Seligen, welche seiner fähig sind, zu einem vollkommen Organ des ewigen Weltgeistes“ (*Abnd.* I, 230), und an einer verwandten Stelle hatte er hinzugefügt: „Doch nur wenigen wird unmittelbare Erfüllung, denen anderen wird sie durch Vermittlung“ (*Abnd.* I, 32). Wenn Hebbel in der brieflichen Selbstbiographie vom Jahre 1852 jede Beeinflussung von seiten Schellings oder Hegels mit der Begründung zurückweist, „daß der allgemeine Gehalt der Menschheit jedem bevorzugten Individuum zugänglich sein und in ihm eine neue Form finden muß“ (B. V, 45), so klingt in seiner Auffassung des Dichters als des „bevorzugten Individuums“ immer noch die in Schuberts geistiger Welt gewonnene Überzeugung von dem Vorrang der „wenigen“ mit, die in „unmittelbarer“ Verbindung mit dem Weltgeist stehen. Die paradoxe Lage ergibt sich, daß Hebbel sich durch das aus Schuberts Lehre gewonnene Argument gerechtfertigt fühlt, auch den grundlegenden Einfluß, den er von Schubert empfangt, gänzlich im Dunkel zu lassen.

Die „wenigen“, von denen Schubert spricht, sind die Dichter und Propheten. Ihnen wird die Offenbarung des Göttlichen geschenkt. In diesem Sinne schrieb Hebbel im Jahre 1837, damals schon in Schellings geistverwandter Welt zuhause: „Alles Dichten aber ist Offenbarung“

und „Die begeisternde Stunde mit ihrem Inhalt ist nicht das kümmerliche Treibhausprodukt vorhergegangener äußerer Eindrücke; sie bringt dem Genius den Schlüssel zum Weltall, nun kann er eintreten, wo er will“ (B. I. 176 f.) Durch die frühe und eindringende Beschäftigung mit der Philosophie des Schellingschülers Schubert wird nun auch Hebbels eingangs angeführte Behauptung verständlich, er habe seit seinem Weggang aus Wesselburen „nicht eine neue Idee gewonnen“, alles was er „schon mehr oder weniger dunkel ahnte“ sei ihm späterhin nur bestätigt oder bestritten worden. Die Vertrautheit mit dem Schubertschen Weltbild, das er sich nicht nur theoretisch angeeignet sondern seinem menschlich dichterischen Erleben einverwandelt hatte, ließ ihn die Schellingsche Philosophie nur als Bestätigung früher Ahnungen erscheinen. Nur daß er bei dieser Behauptung die Tatsache verdrängt hatte, daß ihm diese frühen „Ahnungen“ aus Schuberts *Abndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens* zugeflossen waren! Ein versteckter Nachklang seiner Schubertstudien findet sich noch in der Überschrift, die er in seiner ersten Gedichtsammlung (1842) dem Zyklus von fünf seiner in Schuberts Ideenwelt wurzelnden Gedankengedichten (unter ihnen „Das höchste Lebendige“) gab: „Gott. Mensch. Natur. Anschauungen, Phantasieen und *Abnungen* in Fragmenten“ (W. VII, 253). Wieder spielt der Dichter mit dem Leser ein ironisches Versteckspiel. Hebbel spricht einmal im Tagebuch von einer „Tinte, die erst zu leuchten anfängt, wenn das rechte Auge auf die Schrift fällt“ (T. III, 4874). Er hat es der Nachwelt überlassen, das Rätsel seiner unsichtbaren Tinte zu erschließen. Wir haben sie leuchten sehen. Sie leuchtet in den Farben der Naturmystik Gotthilf Heinrich Schuberts.

In unserer Analyse des Jugendgedichts ist deutlich geworden, daß der weltanschauliche Grundriß, auf dem es sich aufbaut, in seinen wesentlichen Zügen auch noch der Weltsicht des gereiften Dichters eigen bleibt. Ich fasse diese Züge hier zusammen: Die Idee des Dualismus als des durchgehenden Prinzips der Erscheinungswelt ist Hebbel schon in Wesselburen vertraut. Die Individuation wird hier bereits, wie in seiner späterer Theorie des Tragischen, als „mit dem Leben selbst gesetzte,“²⁰ Trennung des Individuellen vom Universellen verstanden. Hinter diesem Dualismus aber steht schon das Erlebnis des Universums als eines dynamisch bewegten Ganzen, das zutiefst aus urgründlicher Einheit lebt. Die Auffassung von Natur, Traum und Poesie als wesensverwandte Offenbarungen des überindividuellen Seinsgrundes, die Vorstellung von den kosmischen Momenten, das Verständnis des Dichters als Organ des Weltgeistes, das alles sind Ideen, die Hebbels Weltbild und Dichtung bis an sein Lebensende bestimmen werden.

Mit Ausnahme der Vorstellung von den kosmischen Momenten begegnet er diesem Ideenkreis später an seiner Quelle, bei Schelling selbst, wieder. In dessen systematischerer Darstellung wird sich des Dichters

²⁰ Vgl. „Mein Wort über das Drama“, W. XI, 29.

Weltbild, klären, vertiefen und bereichern, aber nicht grundlegend verändern. Von dem Studium Schellings her wird der frühere Ideenkreis erweitert werden, vor allem durch die Auffassung der Geschichte als des Wirkens des Überindividuellen im Individuellen, durch die Durchdringung des Schuldproblems mit der Problematik der Schellingschen Freiheitsphilosophie und durch die Idee der Selbstentwicklung Gottes in der Welt. Der Einfluß Hegels setzt verhältnismäßig spät ein und bleibt im Vergleich zu dem früheren Ideenbestand relativ sekundär.

Es ist deutlich, wie sich von diesen Einsichten her die Notwendigkeit ergibt, die Entwicklung des Hebbelschen Gesamtwerks im Zusammenhang mit der Philosophie der Zeit im Ganzen wie im Einzelnen neu zu verstehen.



GEBET

Die du über die Sterne weg
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank
Als die anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

—Friedrich Hebbel

DIE STADT ALS SEELISCHE LANDSCHAFT IM WERK RAINER MARIA RILKES

BERNHARD BLUME
Ohio State University

III

Auf der Stufe der artistischen Meisterschaft, die Rilke in den *Neuen Gedichten* erreicht hatte, lag die Versuchung nahe, es bei dieser Meisterschaft bewenden zu lassen. Städte und Landschaften zu spiegeln, Blumen und Tiere zu formen, gestaltetes Leben, Bilder und Skulpturen, in eine andere künstlerische Sphäre zu übertragen, gelebtes Leben ins Wort zu bannen: dies zu tun und es immer wieder zu tun, gleichsam eine einmal gefundene Formel immer aufs neue anzuwenden, dies stand in der Tat als eine Möglichkeit vor ihm.⁶⁸ Sich so zu entscheiden, wäre die Entscheidung eines großen Magiers gewesen. Es hätte den Entschluß bedeutet, das Dasein durch den Wortzauber zu bewältigen, es in Kunst zu verwandeln, es als Künstler zu bestehen. Nun ist ja kein Zweifel, daß Rilke sein ganzes Leben hindurch genau dies getan hat, und alles, was er sich selbst und was andere ihm so oft als menschliches Versagen angerechnet haben, war nichts anderes als ein Akt sublimen Notwehr, der Versuch, die Leistung dieser Aufgabe unter allen Umständen sicher zu stellen. Doch muß man hier sehr sorgfältig unterscheiden: es ist ein anderes, ob jemand seine individuelle Aufgabe in einem bestimmten Tun erblickt, also beispielsweise im „Dinge machen“, oder ob dies Tun zugleich die Antwort auf die Frage ist, die das Leben an den Menschen überhaupt stellt. So war sich Goethe zwar stolz und dankbar seiner gottgegebenen Befähigung bewußt, zu *sagen*, was er litt, aber in dieser Fähigkeit an sich – im Künstler-Sein – lag noch keineswegs die Lösung. Rilkes mehr als zehnjähriges fast völliges Verstummen nach dem *Malte* ist nicht die Folge eines technischen Versagens, es bedeutet nicht einfach ein Aussetzen der künstlerischen Inspiration, sondern beruht auf dem Entschluß, das Leben nicht als Künstler, sondern als Mensch zu bestehen. Wie im Grunde jedes Menschen war auch Rilkes Kernproblem ein religiöses.⁶⁹ Der Gott des *Stundenbuches* war ein fiktiver Gott gewesen,⁷⁰

⁶⁸ Dieter Bassermann nimmt dies schon für die Zeit des *Stundenbuchs* an, sich dabei auf ein Wort Rilkes beziehend, „daß er in der Art dieser Verse damals ununterbrochen so hätte weiterschreiben können.“ *Der späte Rilke* (München 1947) S. 321.

⁶⁹ Dies ist in bewußtem Gegensatz zu der Grundauffassung von Werner Günther in vielem beachtenswertem Rilke-Buch gesagt, für das es „ganz außer Frage steht, daß das Kunstschöpferische bei Rilke die zentrale Stellung einnimmt. Rilke will“, nach Günther, „Dichter, nur Dichter sein. Seine religiöse Einstellung, seine Lebens-, weisheit“ hängen mit der besonderen Beschaffenheit seines Dichtertums zusammen, sind Nebenerscheinungen, gleichsam Randprobleme seiner Künstlerschaft; keinesfalls kommt ihnen in seinem Schaffen irgendein Selbstzweck zu.“ *Weltinnenraum* (Bern 1943) S. 41. – Dies hieße freilich den Dichter als Artisten verstehen und der ästhetischen Sphäre eine beherrschende Stellung zuerteilen, die ihr selbst im Dasein des Künstlers nicht zukommt. Im Sinne einer solchen Auffassung ließe sich geltend machen, daß die Vorliebe der Romantiker für die blaue Farbe einen Drang in die Ferne zur Folge gehabt oder das häufige Motiv des Wasserfalls in der Malerei des

gleichsam die größte Metapher in Rilkes Werk, das ganze *Stundenbuch* eine Dichtung des „wie“ und „als ob“, Beispiel einer grandiosen Rollensyrik, großartig-virtuose Schöpfung einer fast genialen religiösen Pose. Einem ekstatischen Beter waren Worte des Glaubens in den Mund gelegt von einem, der um die Seligkeit der Gottesnähe wußte, ohne sie erfahren zu können. Der im Bild beschworene, vom Wort benannte, der im Flug der Phantasie umkreiste Gott blieb unzugänglich. Die *Neuen Gedichte* ziehen daraus die Folgerung: sie sehen von Gott ab. Doch im Hintergrund, nicht gelöst, nur beseitigeschoben, steht die alte Frage, lauert die alte Gottesangst, verdeckt von einer neuen Formel. Sie heißt: Arbeit. Den Mut zu ihr holt Rilke sich von Rodin. Was Rodin ihm damals geben soll, ist durchaus nicht in erster Linie vertiefte Einsicht in das Wesen der Kunst, sondern Antwort auf die Frage: wie soll man leben? Rodins lapidare Antwort: Arbeitend! klingt in Rilkes Mund sogleich wie eine neue Beschwörung. Arbeiten: das bedeutet für ihn – seltsam und aufschlußreich zugleich – ein Leben, in dem es keinen Tod gibt.⁷¹ Wie der sich stets entziehende Gott, so ist der stets sich nähernde Tod nur eine andere Erscheinungsform der ungelösten Daseinsnot: einzige, drohende, schreckhafte Gewißheit in einer Welt, in der sonst alles ungewiß geworden ist. „Schlaf ist mir lieb, doch über alles preise ich, Stein zu sein“, übersetzt sich Rilke aus Michelangelo.⁷² Denn der Stein kennt den Tod nicht; Tier, Baum, Blume, Bild und Stern kennen ihn nicht; „das günstigste wäre, kein Bewußtsein zu haben.“⁷³ Es sind die „Dinge“, beneidet und bewundert, die Rilke nun „wie Inseln“ aus dem riesigen „Kontinent des Ungewissen“ ablöst und isoliert.⁷⁴ „Travailler, rien que travailler, il faut travailler toujours“, sagt er dabei immer vor Barock zu einem Vorherrschen des Erlebnisses der Vergänglichkeit geführt habe, während es uns eher umgekehrt erscheinen will. Seit Diltheys grundlegenden Arbeiten sollte es überdies der Diskussion nicht mehr bedürfen, daß Dichtung Lebensdeutung ist, daß auch der Dichter, ganz gleich wie groß das Ausmaß seiner Werkbesessenheit ist, und wie ganz sein Bewußtsein mit der Lösung formaler Aufgaben erfüllt sein mag, eben gerade nicht bloß *Dichter* ist. Dies trifft durchaus auch auf Rilke zu. Man sehe sich daraufhin einen Brief wie den vom 19. Oktober 1907 an (An Clara Rilke, *Briefe 1906-1907*, S. 393 ff.). Es ist dies ein Brief aus der Zeit der *Neuen Gedichte*, aus der Zeit also, in der Rilke nach der Meinung vieler Betrachter am meisten vom puren „Können“ bestimmt war, und von künstlerischen Gegenständen handelt der Brief in der Tat, in erster Linie von der Bedeutung, die ein Gedicht wie Baudelaires „Charogne“ für Cézannes Kunst gehabt hat. Sieht man dann freilich genauer zu, dann zeigt sich, daß für Rilke Cézannes „sachlicher“ Stil auf einer *ethischen* Haltung beruht, daß Cézannes menschliche Entwicklung zu dieser Haltung hin ohne Baudelaires Gedicht nicht zu denken ist, und daß Rilke nun, unter dem Eindruck solchen vertieften *Lebensverständnisses* zum ersten Mal glaubt, den schon 1904 begonnenen *Malte* beenden zu können, an dessen Vollendung ihn bis dahin keineswegs *artistische* Unzulänglichkeit gehindert hatte.

⁷⁰ ein „gedichteter Gott“ wie Dehn ihn nennt. Rainer Maria Rilke und sein Werk (Leipzig 1934) S. 119.

⁷¹ „Ce n'est pas seulement pour faire une étude, que je suis venu chez vous, – c'était pour vous demander: comment faut-il vivre? Et vous m'avez répondu: en travaillant. Et je le comprends bien. Je sens que travailler c'est vivre sans mourir.“ Brief vom 11. September 1902, *Briefe 1902-1906*, S. 41.

⁷² *Ges. Werke*, Bd. VI, S. 214.

⁷³ *Briefe an seinen Verleger*, 7. Januar 1913, S. 155.

⁷⁴ „Auguste Rodin“, *Ges. Werke*, Bd. IV, S. 387.

sich hin,⁷⁵ aber er sagt es wie einer, der in die Arbeit flieht, der die Arbeit braucht wie ein Betäubungsmittel. Es ist das „Dinge machen aus Angst“.

Die große innere Leistung des *Malte* aber liegt darin, daß der Kontinent des Ungewissen nun aller Angst und allen Gefahren zum Trotz doch betreten wird. Nachdem Rilke zunächst dem Leben ausgewichen war, erst in den hemmungslosen Rausch des Worts, dann in die hingebene Arbeit am Wort, stellt er sich ihm im *Malte*. Dies Leben aber ist „ins Bodenlose gehängt“, das heißt, es ist ein Leben ohne festen Daseinsgrund, ohne Gott. Von seiner Bejahung ist im *Malte* noch keine Rede; worauf es zunächst allein ankommt, ist: es auszuhalten. Durch Rilkes ganzes Werk gehen diese Worte: das Dasein aushalten, es bestehen, es leisten. Und zwar liegt die Leistung, die hier verlangt wird, schon im reinen Sein: sich dem Blick der Meduse gegenüber zu behaupten, ist mehr als genug. „Was im *Malte* Laurids Brigge . . . ausgesprochen eingelitten steht,“ schreibt Rilke im Jahre 1915, „das ist ja eigentlich nur *dies*, mit allen Mitteln und immer wieder von vorn und an allen Beweisen *dies*: *Dies*, wie ist es möglich zu leben, wenn doch die Elemente dieses Lebens uns völlig unfähig sind?“⁷⁶

Der Schauplatz, auf dem Rilke diesen Entscheidungskampf seiner Existenz durchgekämpft hat, war Paris. Hier hat er den größten Teil der Jahre verbracht, in denen er am *Malte* geplant und gearbeitet hat. Die schwankende, fragwürdige, immer wieder angezweifelte und immer wieder aufgenommene Beziehung zu Paris entspricht dabei genau der Haltung, mit der Rilke damals dem Leben überhaupt gegenübersteht. Es ist die Haltung des Fragenden, dem die Antwort verweigert wird. Und die „Indifferenz“ mit der ihm die großen Städte abweisend gegenüber treten,⁷⁷ ist nichts als ein Widerschein der ungeheuren Gleichgültigkeit des Lebens überhaupt, und der Ferne, der Stummheit, des „äußersten Abstandes“ Gottes,⁷⁸ den *Malte* erkennen muß. Eine „Landschaft des Menschlichen“⁷⁹ tut sich auf, die undurchdringlich bleibt. In den zahllosen Äußerungen Rilkes, die von seiner Pariser Existenz berichten, sind es deshalb vor allem drei Worte, die immer wiederkehren: die Worte „einsam“, „wirklich“ und „schwer“. Einsamkeit hat Rilke sein ganzes Leben hindurch gesucht und erlitten. Er hat sie gesucht, weil ohne völlige Einsamkeit geistiges Schaffen für ihn unmöglich war. Darin liegt noch nichts Ungewöhnliches; viele schöpferische Geister haben ähnlich gefühlt, selbst Goethe hat erklärt, daß er ohne absolute Einsamkeit nichts hervorbringen könne und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon die häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter

⁷⁵ „ . . . soll um mich . . . nichts als Arbeit sein, und es soll nicht mehr aufhören, so zu sein. Dann soll das nicht mehr Leben heißen sondern: Arbeiten.“ An Clara Rilke, 18. September 1902, *Briefe 1902-1906*, S. 43.

⁷⁶ An L. H., 8. November 1915, *Briefe 1914-1921*, S. 86.

⁷⁷ „Les capitales sont indifférentes“, An Clara Rilke, 11. September 1902, *Briefe 1902-1906*, S. 38.

⁷⁸ *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, S. 297.

⁷⁹ An Gräfin Manon zu Solms-Laubach, 20. Juni 1907, *Briefe 1906-1907*, S. 275.

Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite. Dieselbe „Rivalität zwischen Umgang und Arbeit“ stellt sich auch für Rilke „unerbittlich“ heraus;⁸⁰ und so wird ihm die Einsamkeit der „generösen Asyle“ immer wieder durch Bewohner und Besucher beeinträchtigt; jenes absolute Alleinsein, das kein noch so entlegener Landsitz sondern einzig die moderne Millionenstadt bieten kann, hat Rilke wohl nur in Paris kennen gelernt. Es ist die „lange, komplizierte, oft bis ans Äußerste getriebene Einsamkeit, in der der Malte Laurids geschrieben wurde“.⁸¹ Immer wieder spricht Rilke in Pariser Briefen davon, daß er wochenlang mit keinem Menschen gesprochen habe; über Jahre hinüber verteilt habe er in Paris etwa acht Menschen gesehen, schreibt er später aus Muzot.⁸² Aber obwohl Rilke sein einsames Leben in Paris mitunter „froh und fähig“ genannt hat,⁸³ ist es unmöglich, zu übersehen, daß Einsamkeit im Ganzen seines Lebens einen viel schwereren und tragischeren Akzent hat, als sich verstehen ließe, wenn sie nichts als eine erwünschte Vorbedingung ruhigen Schaffens gewesen wäre. Denn nicht nur Schutz findet er in den Zufluchten, in die er sich zurückzieht, sondern bisweilen eine Abgeschlossenheit, die sie Gefängnissen ähnlicher macht als Asylen. Wie eine schwere Rüstung liegt ihm dann die Einsamkeit auf, und es zeigt sich zuletzt, daß sie eine Grundbedingung nicht nur seines Schaffens, sondern seines Daseins überhaupt ist, ein „Ausgeschlossensein“, das ihm das Leben immer wieder zu fühlen gibt, so oft er sich ihm nähern will.⁸⁴ Nicht ohne Bitterkeit und Härte gegen sich selbst spricht er dann von der „Trübe und Dichte“ seiner „Unterwasserwelt“, von dem „Bereich luftleerer Lieblosigkeit“,⁸⁵ in den er sich eingeschlossen weiß. Was Rilke schonungslos gegen sich selbst als seine eigene und besondere Unzulänglichkeit erlebt hat,⁸⁶ ist freilich, mindestens seit der Romantik, eine allgemeine Erfahrung, die in zahllosen Zeugnissen vorliegt, Ergebnis einer fortschreitenden geistigen und seelischen Atomisierung und Zersplitterung, die den Einzelnen mehr und mehr in die innere Isolierung getrieben hat.⁸⁷ Es ist selbstverständlich, daß die Beziehungslosigkeit, die Vereinzelung der Menschen gerade da am sichtbarsten zum Ausdruck kommt, wo Massen von einzelnen nebeneinander leben; das heißt, in den großen Städten; man mag diese Anhäufungen beklagen, wie Rilke sie beklagt, und doch sind sie die Wirklichkeit, der ins Auge zu sehen

⁸⁰ An Frau Gertrud Ouckama Knoop, 26. November 1921, *Briefe aus Muzot*, S. 46 f. Vgl. a. den Brief vom 9. Februar 1907 über den „reizendsten Kreis“ in Capri, der es ihm unmöglich mache zu arbeiten.

⁸¹ An Lou Andreas-Salomé, 10. Januar 1912, *Briefe 1907-1914*, S. 158.

⁸² An Frau Gertrud Ouckama Knoop, 26. November 1921, *Briefe aus Muzot*, S. 47.

⁸³ „... nirgends war ich so froh und fähig und einsam wie dort.“ An Ellen Key, 9. Februar 1907, *Briefe 1906-1907*, S. 183.

⁸⁴ An Lou Andreas-Salomé, 13. Mai, 1904, *Briefe 1902-1906*, S. 161.

⁸⁵ An dieselbe, 8. Juni 1914, *Briefe 1907-1914*, S. 357. Ähnlich: „... die letzten zwei Monate wohnte ich wie auf dem Meeresgrund ...“ 20. August 1908, *Briefe an das Ehepaar S. Fischer*, S. 41.

⁸⁶ Vgl. „Wendung“, *Späte Gedichte*, (Leipzig 1934) S. 24 ff.

⁸⁷ Hierzu u. a. Walter Rehm, „Der Dichter und die neue Einsamkeit“, *Zeitschrift für Deutschkunde* 1931.

Rilke selbst sich entschlossen hat. Und so ist es die „Wirklichkeit bis in den kleinsten Teil hinein“, ⁸⁸ die er an Paris immer wieder bewundert, bestaunt, fürchtet und zu bestehen versucht: „Welche Wirklichkeit in dieser Stadt, immer wieder staune ich an, wie steht der Schmerz da, das Elend, das Grauen . . .“ ⁸⁹ Mit dem Schmerz, dem Elend, dem Grauen sind nun allerdings die Grundkräfte sehr genau bezeichnet, die für Rilke das Wesen der Wirklichkeit ausmachen und denen er in Paris immer wieder begegnet; es ist das Paris, das in den *Malte* eingegangen ist: die Hospitäler, die Kranken, die Sterbenden, Arme, Alte, Bettler, Straßenhändler und Musikanten, verwohnte Zimmer, verfallende Häuser, faulige Gerüche, entnervender Lärm, das Abgelebte, Verdorbene und Verbrauchte überall, kurz, „die Existenz des Entsetzlichen in jedem Bestandteil der Luft.“ ⁹⁰ Aber in demselben Paris war auch Rodin, ⁹¹ die Betäubung durch Arbeit, die Bewältigung des Furchtbaren durch Gestaltung, und immer wieder der rätselhafte Zwang sich all den zerstörenden Eindrücken hinzugeben. Denn Paris ist eine Stadt, die zwingt und festhält, mehr als jede andere Stadt. In Rom etwa erscheint ihm alles viel „geringer, weniger eindringlich, nicht so vollgesogen mit Unerbittlichkeit wie in Paris“; Rom, fühlt er, hält ihn weniger fest, man „kann sich von Argem abwenden“ zu anderen Dingen hin, während in Paris das Häßliche und Schwere einen mit gleicher Kraft angreift wie das Schöne, ohne daß man sich davon abwenden kann, „wie es“, setzt er bezeichnend hinzu, „keine Abkehr vom Leben gibt, das das einzige ist, wohin wir sehen.“ ⁹² Diese Unfähigkeit, sich abzuwenden, ist freilich oft nichts anderes als die Lähmung, die das Opfer im Angesicht des tödlich überlegenen Gegners befällt. Was Kleist einmal an den Minister zum Altenstein schrieb: „Ich sitze wie an einem Abgrund, . . . das Gemüt immer starr über die Tiefe geneigt . . .“, ⁹³ das hätte auch Rilke nicht selten von sich sagen können, oder vielmehr, das hat er in fast wörtlicher Entsprechung gesagt. ⁹⁴ In solcher Stimmung erscheint Paris ihm immer wieder wie es ihm am Anfang erschienen ist: „unendlich fremd und feindlich“, ⁹⁵ so fremd und feindlich wie er in seinem ganzen Leben nur noch *eine* Erfahrung kennt: die Militärschule. ⁹⁶ Man weiß mit welcher unerhörten Erbitterung Rilke noch rund dreißig Jahre nach der Militärschule von der „gewaltigen Heimsuchung“, dem „unübersehbaren Leiden“, dem „Abgründe unverschuldeter Not“ gesprochen hat, dem er

⁸⁸ An Clara Rilke, 3. Juni 1907, *Briefe 1906-1907*, S. 261.

⁸⁹ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, 21. März 1913, *Briefe 1907-1914*, S. 278.

⁹⁰ *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, S. 90.

⁹¹ „Aber wir meinen ja nicht sie, diese Stadt . . . sondern nur ihn, Rodin.“ An Clara Rilke, 31. August 1902; *Briefe 1902-1906*, S. 25.

⁹² An Arthur Holitscher, 19. Dezember 1903, *ebda.* S. 134 f.

⁹³ Brief vom 30. Juni 1806.

⁹⁴ „...mon coeur penché sur des abîmes....“. An Csse. P. de V., 15. Juni 1914, *Briefe 1907-1914*, S. 364.

⁹⁵ An Arthur Holitscher, 17. Oktober 1902, *Briefe 1902-1906*, S. 52.

⁹⁶ An Lou Andreas-Salomé, *ebda.*, S. 97.

in jenen Jahren preisgegeben war, eine Erbitterung, die er in dem Gefühl einer „einzigen fürchterlichen Verdammnis“ zusammenfaßt.⁹⁷ Ein großer Unterschied besteht jedoch: das „unendlich Quälende“,⁹⁸ das Paris für ihn bedeutet, ist eine Erfahrung, die er mit Willen auf sich genommen hat, während er hinter den St. Pöltner „Gefängnismauern“ nur völlig sinnlos gelitten hat. Daß er Paris „durchmachen“ muß, wie man eine Schule durchmacht,⁹⁹ oder eine Art Prüfung,¹⁰⁰ das heißt, etwas das man „bestehen“ muß, erfährt Rilke immer wieder, auch daß es „schwer“ ist,¹⁰¹ aber diese Schwere, an der „man es immer wieder erkennt“,¹⁰² ist im Grunde nichts anderes als die Schwere der Wirklichkeit überhaupt. Und wenn Paris somit eine „sehr große, eine fast aufbrauchende Arbeit“ ist, wenn der „Anspruch“, den es macht, „unermesslich und ununterbrochen“ ist, so weiß Rilke doch zugleich, daß er dieser Stadt das Beste verdankt, was er kann, daß es eine Stadt ist, die ihn fortwährend „verwandelt, steigert und entwickelt.“¹⁰³

Damit soll nicht gesagt sein, daß Rilke seinen Pariser Aufenthalt von Anfang an im Sinne dieser Erkenntnis geplant hätte; im Gegenteil, was ihm zunächst vorschwebt, ist ein kontemplatives Idyll, dem der Charakter der „Prüfung“ noch völlig fehlt: tagsüber Museumsbesuche, Betrachtung von Kunstwerken, und am Abend das „Lesen einiger Bücher, Schreiben von Notizen, Nachdenken, Ruhe, Einsamkeit“.¹⁰⁴ Dies schreibt er im August 1902, in den ersten Tagen nach seiner Ankunft. Die große Stadt selbst, deren gedämpftes Brausen durch die Fenster der Ateliers und Museumssäle zu ihm dringt, bleibt ihm, wie er immer wieder versichert, „fremd, sehr fremd“, und schon im März des nächsten Jahres kann er sie „gar nicht mehr ertragen“¹⁰⁵ und flüchtet sich nach Viareggio, wo er, sich an „Meer, Ebene und Berg, an die Tiere und einfachen Dinge“¹⁰⁶ hingebend, zugleich wie im Rückblick auf Paris den dritten Teil des *Stundenbuchs* mit seinen Absagen an die großen Städte schreibt.¹⁰⁷ Im Mai ist er wieder in Paris, aber schon zwei Monate später empfindet er es als so „drückend“, daß er abreist, diesmal nach Worpsswede, wo ihm die Ruhe und Weite „unendliches Wohltun nach Paris“ bereitet.¹⁰⁸ Damit ist der Rhythmus von Anziehung und Abstoßung angedeutet, in dem sich Rilkes Beziehung zu Paris abspielt. Es ist ein immer wieder unterbrochener Aufenthalt, ein ambivalentes, doch sich zunächst ver-

⁹⁷ An General-Major von Sedlakowitz, ehemaligen Lehrer an der Militär-Realschule zu St. Pölten, 9. Dezember 1920, *Briefe 1914-1921*, S. 351.

⁹⁸ An Arthur Holitscher, 19. Dezember 1903, *Briefe 1902-1906*, S. 134.

⁹⁹ An Julie Baronin von Nordeck zur Rabenau, 20. Juni 1907, *Briefe 1906-1907*, S. 273.

¹⁰⁰ *Briefe an seinen Verleger*, 9. Juni 1910, S. 89.

¹⁰¹ An Lou Andreas-Salomé, 21. Oktober 1913, *Briefe 1907-1914*, S. 300.

¹⁰² An Clara Rilke, 18. November 1910, *Briefe 1907-1914*, S. 114.

¹⁰³ An Tora Holmström, 29. März 1907, *Briefe 1906-1907*, S. 236.

¹⁰⁴ An Clara Rilke, 31. August 1902, *Briefe 1902-1906*, S. 21 f.

¹⁰⁵ An Ellen Key, 9. März 1903, *ebda.* S. 63.

¹⁰⁶ An August Rodin, 27. März 1903, *ebda.*, S. 78.

¹⁰⁷ Vgl. Katharina Kippenberg, *a. a. O.*, S. 137.

¹⁰⁸ An Ellen Key, 13. Juli 1903, *Briefe 1902-1906*, S. 97.

festigendes Verhältnis. Es kann geschehen, daß Rilke gerade fern von Paris seiner Zugehörigkeit zu dieser Stadt nur um so gewisser ist, — zahlreiche Äußerungen aus Capri vom Winter 1906/07 bezeugen dies¹⁰⁹ — umgekehrt aber zeigt es sich auch, daß jede Rückkehr immer wieder neues Akklimatisieren nötig macht,¹¹⁰ daß Paris immer von neuem erlangen sein will, immer neue Bemühung erfordert, und trotz dieses Werbens ihn mitunter „abzuschütteln versucht wie ein Pferd seinen Reiter.“¹¹¹ In solchen Stunden nennt er es „rücksichtslos“ und „unerträglich“, weiß er wieder, es ist das „furchtbare“ Paris, das Paris, das „Malte Laurids aufgezehrt hat,“¹¹² muß er sich Mut zusprechen, auszuhalten.¹¹³

Der Ausbruch des Weltkriegs hat dieser Epoche in Rilkes Leben ein Ende gesetzt. Nach 1914 ist Rilke nur noch zweimal in Paris gewesen: das erste Mal Ende Oktober 1920, und dann acht Monate im Jahre 1925. Von der ersten Reise hat Rilke in fast überschwenglichen Tönen berichtet. Ein Aufenthalt in Venedig war vorausgegangen. Mehr als die Schweiz, in die er im Juni 1919, Deutschland endgültig verlassend, übergesiedelt war, bedeuteten diese zwei Reisen für ihn den Wiederschluß an den europäischen Geist. Rilke hatte unter der Tatsache des Krieges aufs schwerste gelitten, er konnte ihr zuletzt nur noch in einer Art Erstarrung begegnen; nach Venedig und Paris zu gehen, gleichviel wie lange, war nun wie ein symbolischer Akt, der das Wiederanknüpfen an seine eigene Vergangenheit und sein Leben in der großen europäischen Tradition zum Ausdruck brachte. „Es war“, schreibt er von diesen Pariser Tagen an die Fürstin Thurn und Taxis, „in einem alle Erwartung weit übertreffenden Maße — *mein* Paris, das ehemalige, ich möchte sagen: ewige.“¹¹⁴ Und in einem Brief an Regina Ullmann aus derselben Zeit heißt es nicht minder bezeichnend: „Mein Leben war zu sehr an gewisse großartige Welt-Orte verpflichtet, als daß ich ihrer noch länger, mindestens im Bewußtsein, entbehren konnte. Besonders für Paris galt dies im äußersten Maße. Nun, dort durfte ich wirklich anheilen an alle die bösen, grausamen Bruchstellen, — und mit dieser Rekonvaleszenz entstand endlich auch die Zuversicht in mir, die tiefe Unterbrochenheit meines Daseins und meiner Arbeit doch noch zu überbrücken, um wie-

¹⁰⁹ „Paris, das mir . . . so ehrlich nötig geworden ist . . .“ An Gudrun Baronin Uexküll, 3. Dezember 1906, *Briefe 1906-1907*, S. 122. „Paris . . . wohin ich noch eine Weile ernstlich gehöre . . .“ An Lou Andreas-Salomé, 13. Dezember 1906, *ebda.*, S. 124. „Paris, das im Sommer verlassen zu haben ich noch immer nicht verschmerzen kann . . .“ An Paula Modersohn-Becker, 5. Februar 1907, *ebda.*, S. 182.

¹¹⁰ „ . . . hierher übergesiedelt . . . wo das Akklimatisieren nun doch nicht so leicht ist, wie ich annahm.“ An Clara Rilke, 7. Juni 1907, *ebda.*, S. 263. „ . . . ich weiß nicht, warum ich diesmal so schwerfällig bin im Eingewöhnen und Einwohnen.“ An dieselbe, 19. Juni 1907, *ebda.*, S. 271. „ . . . lange und schwerfällige Akklimatisierungen . . .“ An Julie Baronin von Nordeck zur Rabenau, 20. Juni 1907, *ebda.*, S. 272.

¹¹¹ An Clara Rilke, 2. Oktober 1902, *Briefe 1902-1906*, S. 342.

¹¹² An dieselbe, 19. Juni 1907, *Briefe 1906-1907*, S. 271.

¹¹³ „ . . . will ich mutig an dem schweren Paris festhalten.“ 20. August 1908, *Briefe an das Ehepaar S. Fischer*, S. 41.

¹¹⁴ 19. November 1920, *Briefe 1914-1921*, S. 324.

der aus dem Ganzen zu wirken und zu atmen.“¹¹⁵ Der letzte Aufenthalt Rilkes in Paris aber trägt einen völlig anderen Charakter: er ist eine Flucht, ein gewaltsames Abwenden von der tödlichen Krankheit, die schon von ihm Besitz ergriffen hat. Diese Flucht zielt nicht einmal in erster Linie nach Paris, sondern ins Gesellige, ins Gespräch, in die Ablenkung, ins Vergessen.

IV

Versucht man, Rilkes Verhältnis zu Paris im Ganzen zu überblicken, so wird man finden, daß er, allen zeitweiligen Abneigungen zum Trotz, daran festgehalten hat, Paris den entscheidendsten Einfluß auf seine Existenz zuzusprechen. Und doch muß man sich fragen, ob der Bruch des Jahres 1914 wirklich nur von außen herbeigeführt worden war. Unüberhörbar werden um diese Zeit die Zeichen eines wachsenden inneren Widerstandes, der sich in der Schärfe des Ausdrucks durchaus von Äußerungen einer gelegentlichen Verstimmung unterscheidet.¹¹⁶ Schon Ende 1912 legt Rilke sich ernstlich die Frage vor, ob Paris, das so an ihm gezehrt habe, noch weiter nötig, ja, ob es ihm überhaupt zuträglich sei. Bezeichnend setzt er hinzu, man müsse nicht ein Pflaster, weil es einmal gut getan habe, das ganze Leben aufgelegt lassen.¹¹⁷ Und mit einem anderen Gleichnis, doch im selben Gefühl des Überdresses, kommt er sich vor „wie eine photographische Platte, die zu lange belichtet und immer dem selben heftigen Einfluß ausgesetzt.“¹¹⁸ Er ist auf jeden Fall „der großen Stadt sehr müde“.¹¹⁹ Er versucht sich über seine Abneigung klar zu werden und findet, Paris werde formloser, es amerikanisiere sich.¹²⁰ Schneidender noch, ungeduldiger gesteht er: „Jedes Ausgehen verstimmt mich und feindet mich an, ich habe diese Stadt, weiß Gott, aufgelebt,“¹²¹ und: „Ich habe von Paris über und über genug, es ist ein Ort der Verdammnis.“¹²²

Wonach Rilke sich aus dieser Verdammnis sehnt: nach „einer Ländlichkeit . . . , in der sich abseits wohnen und unter großen Himmeln wandern läßt“,¹²³ das hat er erst viel später gefunden, in Muzot. Aber schon die spanische Reise vom Winter 1912/13 macht deutlich, daß sich in Rilkes Stellung zur Welt eine entscheidende Wendung vollzieht. Wieder sind es nicht die großen Städte, die ihn beschäftigen; — Madrid mißfällt ihm „fast so wie Triest“¹²⁴ — was er in Spanien sucht, sind

¹¹⁵ 15. Dezember 1920, *ebda.*, S. 359 f.

¹¹⁶ Auch Lou Andreas-Salomé stellt fest, daß Rilke „sich schon vor 1914 im Überdruß von Paris abgewandt hatte.“ *Rainer Maria Rilke* (Leipzig 1928), S. 91.

¹¹⁷ An Lou Andreas-Salomé, 19. Dezember 1912, *Briefe* 1907-1914, S. 266.

¹¹⁸ An dieselbe, 21. Oktober 1913, *ebda.*, S. 300.

¹¹⁹ An Hans Carossa, 3. November 1913, *ebda.*, S. 306.

¹²⁰ „Je n'aime plus Paris, en partie parce qu'il se déforme, s'américanise, en partie parce que j'en ai moins besoin . . .“ An Csse. P. de V., 30. Dezember 1913, *ebda.*, S. 323.

¹²¹ An Helene von Nostitz, 23. Januar 1914, *ebda.*, S. 329.

¹²² An Fürstin Marie von Thurn und Taxis, 27. Dezember 1913, *ebda.*, S. 317.

¹²³ An Helene von Nostitz, 23. Januar 1914, *ebda.*, S. 330.

¹²⁴ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, am Allerseelentag 1912, *ebda.*, S. 248.

Städte wie Toledo, Cordoba, Ronda. „Ich habe mich nicht geirrt,“ schreibt er, nachdem er Toledo gesehen, „wenn ich von dieser Stadt für mich das Entscheidendste, ja etwas erwartete, was mich über alle Maßen anging: so war es auch, ich kam aus einem gewissen, absolut zustimmenden Staunen Tag und Nacht nicht heraus.“¹²⁵ Noch in seinem letzten Lebensjahr bezeichnet er „Spanien, von Toledo aus“, als das bedeutendste Ereignis seines Lebens „nach Rußland und dem unerschöpflichen Paris.“¹²⁶

Es ist ergreifend zu sehen wie Rilke mit dem Ausdruck ringt und schließlich fast verzweifelt, das Außerordentliche und Unvergleichliche dieses Erlebnisses je sagen zu können; sicher ist nur, daß die Bedeutung der Reise weit über die ursprüngliche Absicht hinauswächst. Genau wie die erste Reise nach Paris, deren Anlaß Rilkes Bewunderung für Rodin gewesen war, wird auch die spanische Reise zunächst als Kunstreise unternommen. Schon 1908 hatte Rilke an Rodin von dem überwältigenden Eindruck berichtet, den Grecos „Toledo“ auf ihn machte, als er es zum ersten Mal auf der Ausstellung im „Salon“ sah. Von da ab kam die Sehnsucht nach dem Spanien Grecos nicht mehr zur Ruhe. Aber was sich schon Rodin gegenüber ereignet hatte: daß sich hinter dem Kunsterlebnis eine neue Deutung des Daseins verbarg, das ereignete sich auch hier. Als Rilke nach Paris ging, „meinte“ er Rodin, als er nach Toledo ging, „meinte“ er Greco; beide Male aber geschah es, daß die Stadt selbst sich an die Stelle des Künstlers setzte, der den Zugang zu ihr vermittelt hatte. Gleich einer der ersten Briefe aus Toledo spricht es aus, daß Greco zwar bisher alles dies bedeutet habe, für den Hierseienden aber gehe er zunächst im Vorhandenen unter.¹²⁷ Noch entscheidender ist, daß zuletzt auch Toledo „im Vorhandenen untergeht“. Die Beschreibungen nämlich, die Rilke von den Städten seiner spanischen Reise gibt, haben einen Zug gemeinsam: die Stadt wird in ihre Umgebung, nicht in die Landschaft nur, sondern in den Raum einbezogen, fast möchte man sagen: aufgelöst. „Diese unvergleichliche Stadt,“ heißt es so von Toledo, „hat Mühe, die aride, unverminderte, ununterworfenen Landschaft, den puren Berg, den Berg der Erscheinung, in ihren Mauern zu halten, — ungeheuer tritt die Erde aus ihr aus und wird unmittelbar vor den Toren: Welt, Schöpfung, Gebirg und Schlucht, Genesis.“¹²⁸ Er spricht von den Wolken über Toledo: „das alles über der Öde der davon verdüsteren Landschaft, aber in der Tiefe des Abgrunds ein ganz heiteres Stück Fluß (heiter wie Daniel in der Löwengrube), der große Gang der Brücke und dann, ganz ins Geschehen einbezogen, die Stadt, in allen Tönen von Grau und Ocker vor des Ostens offenem und doch ganz unzugänglichem

¹²⁵ An Leo von König, 20. Dezember 1912, *ebda.*, S. 268. Ähnlich, noch stärker an Lou Andreas-Salomé: „... dem wirklich unendlich Erwarteten und doch alle Erwartung unendlich Übertreffenden atemlos ausgesetzt“, 19. Dezember 1912, *ebda.*, S. 264.

¹²⁶ An eine junge Freundin, 17. März 1926, *Briefe aus Muzot*, S. 369.

¹²⁷ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, 13. November 1912, *Briefe 1907-1914*, S. 251.

¹²⁸ *Ebda.*, S. 249.

Blau.“¹²⁹ Ähnlich erlebt er die „unvergleichliche Erscheinung“ Rondas, „dieser auf zwei steile Felsmassen, die die enge tiefe Flußschlucht trennt, hinaufgehäuften Stadt,“ und so läßt er sie in die umgebende Landschaft übergehen: „um das Ganze herum ein geräumiges Tal, beschäftigt mit seinen Feldflächen, Steineichen und Ölbäumen, und drüber entsteigt ihm wieder, wie ausgeruht, das reine Gebirg, Berg hinter Berg.“¹³⁰ Die Stadt selbst, einbezogen in diese Verhältnisse, erscheint ihm „steigend und fallend, da und dort offen in den Abgrund.“

Ein neues Weltgefühl bricht hier durch. Die Zeit des „Dinge machens“ geht zu Ende, — „Ich sehe viele Dinge, die aufbrechen,“ heißt es jetzt —;¹³¹ keine in sich vollkommenen, abgeschlossenen, begrenzten Gebilde werden beschrieben; das Wort „offen“ bekommt nun eine tragende, tief aufschlußreiche Bedeutung, von der später die „Achte Elegie“ kündigt.¹³² „Offen“ sind diese Städte nach allen Richtungen hin; einmal in die Tiefe; beide, Toledo sowohl wie Ronda, sind am Abgrund erbaut, ausgesetzt, sich am Felsen über tiefen, flußdurchzogenen Schluchten haltend; offen sodann ins Weite — von der „offenen Menge der Landschaft“,¹³³ vom „geöffneten Flußtal“¹³⁴ ist in diesen Briefen die Rede —, und offen schließlich gegen den Himmel und die Sterne, zugewendet des „Ostens offenem Blau“, „sternisch . . hinaus in den Raum“ sei „die Art dieses ungemeinen Anwesens gemeint“ schreibt Rilke von Toledo an die Fürstin Thurn und Taxis,¹³⁵ „ein irdisches Sternbild“ nennt er es Kippenberg gegenüber,¹³⁶ überall hin wird es einbezogen in den Zusammenhang und die Gesetzlichkeit der Schöpfung. Und so wünscht er diese spanischen Städte im Geiste festzuhalten:

Daß mir doch, wenn ich wieder der Städte Gedräng
und verwickelten Lärmknäul und die
Wirrsal des Fahrzeugs um mich habe, einzeln,
daß mir doch über das dichte Getrieb
Himmel erinnerte und der erdige Bergrand,
den von drüben heimwärts die Herde betrat.¹³⁷

¹²⁹ *Ebda.*, S. 251.

¹³⁰ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, 17. Dezember 1912, *ebda.*, S. 256 f. — Von den die „spannendste Ferne bildenden Gebirgen“ ist in einem gleichzeitigen Brief an Kippenberg die Rede. *Briefe an seinen Verleger*, 18. Dezember 1912, S. 154.

¹³¹ *Briefe 1907-1914*, S. 258.

¹³² Vgl. a. die tiefdringende Interpretation Romano Guardinis, *Zu Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins* (Bern 1946) S. 55 ff.

¹³³ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, am Allerseelentage, 1912, *Briefe 1907-1914*, S. 246.

¹³⁴ *Briefe an seinen Verleger*, 18. Dezember 1912, S. 154.

¹³⁵ *Briefe 1908-1914*, S. 246.

¹³⁶ *Briefe an seinen Verleger*, 2. Oktober 1912, S. 144.

¹³⁷ „Spanische Trilogie“, *Späte Gedichte*, S. 155.

Es ist kein Zufall, daß unter den Bildern, die Rilke aus dem Sichtbaren herausgreift, nun die Brücken so wichtig werden und die Fenster, jene „offenen Fenster“ in den „reinen Raum“ hinaus,¹³⁸ die zu Symbolen des

¹³⁸ An Lou Andreas-Salomé, 19. Dezember 1912, *Briefe 1907-1914*, S. 265.

Verbindenden werden, des Übergangs vom menschlichen Bezirk in das Reich des Anonymen, und die er später in einem Zyklus besungen hat.

Daß Rilke nun Städte als ein Stück Landschaft erlebt, ist jedoch nicht das einzig Bemerkenswerte seiner neuen Entwicklung; wichtiger fast ist der *Charakter* der Landschaften, die er beschreibt. Nicht einfach in Landschaft werden die Städte einbezogen, sondern in *bewegte* Landschaft; Landschaft ist „Geschehen“, wie er selbst es nennt, Vorgang, Handlung, Ereignis. So hat er Toledo schon voraus erlebt: jener Brief an Rodin, der von Grecos Toledo berichtet, zeigt eine Häusermasse in Bewegung, hastig nach oben steigend, zeigt Licht, das die Erde umgräbt, pflügt und zerreißt, zeigt eine aufgestörte Stadt, die in einer letzten Anstrengung sich aufrichtet, das Beklemmende der Atmosphäre zu durchdringen.¹³⁹ Drei Jahre später ist noch einmal von Greco die Rede, und wieder wird Toledo beschrieben: „hinaufgedrängt auf seine unruhigen Hügel, bleich von dem Schein der hinter ihm stürzenden Himmel.“¹⁴⁰ Man könnte sagen, dies sei eben Grecos Toledo, das hier in Worten wiederholt wird, aber es ist schon dasselbe Gesetz des Schauens, mit dem Rilke ein Jahr später dem „wirklichen“ Toledo sich nähert. Diese Tendenz, Stadt in Landschaft zu verwandeln, die in Spanien zum entscheidenden Durchbruch kommt, kündigt sich überdies da und dort schon viel früher an. 1906 sieht er, vom Schiff aus, die Stadt Neapel und findet „wunderbar viel Natur in dieser Architektur“; und, fährt er fort, „wenn man sich am Morgen auf dem Schiff von Neapel entfernt: da nimmt es immer mehr die Art eines ungeheuren Steinbruches an, der rötlich und hell ist an den frischen Flächen zwischen altem, steilem, lange nicht mehr gebrochenem Grau. Die tiefer liegenden Teile vergehen schließlich ganz in rötlichem Dunst, aber das Kastell bleibt, steht, schimmert und macht immer noch diesen Eindruck von Gestein weithin.“¹⁴¹ Angesichts dieses Übergangs von Stadt in Gestein, auch der „bewegten“ Konturen des Vesuv, die im selben Brief erwähnt werden, ließe sich immer noch daran denken, daß ja hier beschrieben wird, was sich vom fahrenden Schiff aus dem Blick bietet und was in solcher Perspektive sich ganz natürlich entfernt, vereinfacht und verschiebt. Doch spricht im gleichen Briefe Rilke vom Mont Valérien (Meudon gegenüber), der oft gegen Abend oder am frühen Morgen denselben bewegten Eindruck mache, und, fügt er hinzu, wiederum Statisches in Bewegung setzend, „da konnten sogar die Häuser von Meudon so zurück- und vortreten an

¹³⁹ „L'orage s'est déchiré et tombe brusquement derrière une ville qui, sur la pente d'une colline, monte en hâte vers sa cathédrale et plus haut vers son château-fort, carré et massif. Une lumière en loques laboure la terre, la remue, la déchire et fait ressortir çà et là les prés, verts-pâles, derrière les arbres, comme des insomnies. Un fleuve étroit sort sans mouvement de l'amas de collines et menace terriblement de son bleu-noir et nocturne les flammes vertes des buissons. La ville épouvantée et en sursaut se dresse dans un dernier effort comme pour percer l'angoisse de l'atmosphère.“ Brief vom 16. Oktober 1908, *ebda.*, S. 62.

¹⁴⁰ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, 27. September 1911, *ebda.*, S. 140.

¹⁴¹ An Clara Rilke, 30. November 1906, *Briefe 1906-1907*, S. 106.

den Hängen gegenüber.“ Wenn man überdies ein Jahr später wieder von Häusern mit „steinbruchhaften“ Flächen liest, wird man zögern, in diesem Bild von der Stadt als Steinbruch nichts als einen gelegentlichen Einfall zu sehen. Diesmal ist Paris gemeint, oder vielleicht nicht mehr nur Paris, wenn man sich einer Avenue gegenüberfindet, die „in kaum merklichem Gefälle auf einen zu[fließt], rasch und reich und wie ein Strom, der vorzeiten mit seiner eigenen Gewaltsamkeit das Rot gebrochen hat in die Felsenwände des Arc de Triomphe dort unten am Étoile.“ Und hier stellt sich nun auch ganz bewußt das Wort „Landschaft“ ein, denn „das alles liegt da mit der Generosität einer geborenen Landschaft und wirft Raum aus.“¹⁴² Das Motiv von den „fließenden“ Straßen wird überdies für Rilke so wichtig, daß es in den nächsten Jahren immer wieder auftaucht.¹⁴³ Im gleichen Geiste, Menschenwelt ins Landschaftsbild verzaubernd, nennt er im Gespräch mit Maurice Betz die Stadt „dicht wie ein Gestrüpp“, spricht er von der „unwiderstehlichen Flut der großen Stadt“, verwandelt er alte Leute in „Strandgut“, das „hinweggeschwemmt“ wird.¹⁴⁴ Es ist nur folgerichtig, daß Rilke schließlich nach dem Bilde einer Stadt gegriffen hat, die nicht etwa metaphorisch sondern tatsächlich sich in Landschaft verwandelt, Stadt, die zu Stein und Erde wird. In Erläuterungen zum *Malte*, die Rilke für Witold von Hulewicz geschrieben hat, werden die Fürsten von Baux erwähnt und die seltsame Ruinenstadt Les Baux im südlichen Frankreich, wo sie ihr Schloß hatten. Ihre Existenz, heißt es von diesen mittelalterlichen Fürsten, „ist gleichsam versteinert in der harten, silbergrauen Landschaft, in die das unerhörte Schloß hineinverwittert; diese Landschaft, nahe Arles, ist ein unvergeßliches Schauspiel der Natur, ein Hügel, Ruine und Ortschaft, verlassen, ganz wieder Fels geworden mit allen Häusern und Haustrümmern. Weit herum Weideplätze: daher ist hier der Hirte aufgerufen, hier, beim Theater von Orange, und auf der Akropolis, der mit seinen Herden, milde und zeitlos, wie ein Gewölk, über die noch erregten Stätten eines großen Verfalls zieht.“¹⁴⁵

Diese Bemerkungen sind in Muzot geschrieben, jenem Turm in der Landschaft des Wallis, wo Rilke den überwiegenden Teil seiner letzten Lebensjahre, von 1921 ab, verbracht hat. Der Schweiz hatte Rilke sich zunächst nicht ohne inneren Widerstand genähert. Er hat ihr gegenüber die Schwierigkeiten empfunden, die er allen Reiselandschaften, allen von Touristen überlaufenen Gegenden und Orten gegenüber gefühlt hat. Dies hat ihm sein Verhältnis zu manchen Städten und Landschaften Italiens, vor allem zu Rom, zur Riviera, zu Capri erschwert, und was die Schweiz anbelangt, so ist er, wie er nicht ohne einen gewissen

¹⁴² An Clara Rilke, 17. Oktober 1907, *Briefe* 1906-1907, S. 387 f.

¹⁴³ Etwa: „Die Avenue des Champs-Élysées floß langsam und unsicher auf den Platz Place de la Concorde zu . . .“ An Clara Rilke, 19. November 1909, *Briefe* 1907-1914, S. 87; oder: „ . . . am Abfluß der großen, strahlenden Avenue, die auf die schimmernde Stadt zuströmt.“ *Briefe an seinen Verleger*, 27. April 1911, S. 105.

¹⁴⁴ Maurice Betz, *Rilke in Paris* (Zürich 1948), S. 71.

¹⁴⁵ 10. November 1925, *Briefe aus Muzot*, S. 328.

Snobismus hervorhebt, in seinen frühen Jahren am liebsten hinter geschlossenen Vorhängen durch sie durchgefahren.¹⁴⁶ Als eine Durchgangsstation erscheint sie ihm auch nach dem Kriege noch, als ein „Wartezimmer . . . , an dessen vier Wänden ein paar Schweizer Ansichten aufgehängt sind,“¹⁴⁷ und aus dem man, wo immer sich die Gelegenheit bietet, nach wesentlicheren Zielen ausbricht, nach Venedig etwa oder Paris. Einige alte Schlösser und Familiensitze, ein paar Städte mit Vergangenheit, Bern vor allem, lehren ihn dann, in der Schweiz „nicht nur die übliche Verschwörung von Hotels zu sehen.“¹⁴⁸ Die wohlgefügtten Patrizierhäuser bedeuten für ihn im Sozialen dasselbe, was im Religiösen die Kathedralen gewesen waren, Gleichnisse großer Ordnungen, Sinnbilder starker aber vergangener Wirklichkeiten. Es sind im Grunde Erinnerungen, die, bei aller Bewunderung, keinen Boden zur Anwurzelung mehr hergeben.

Es ist lehrreich zu sehen, wie sich auch in Rilkes Verhältnis zur Schweiz die großen Entscheidungen widerspiegeln, die sein Leben bestimmt haben. Der junge Rilke war völlig ichbezogen gewesen; nicht auf die Gegenstände kam es an, sondern sozusagen auf ihren Genußwert, auf den Effekt, den sie im Ich hervorrufen. Im Verhältnis zu Prag und zu den italienischen Städten und Landschaften der ersten Reisen hatte sich das ausgedrückt. Dann war der Umschlag erfolgt: nun wird das Ich ganz auf die Gegenstände bezogen, es ist die Zeit der „Dinge“, des Gegenüberstehens mit all seiner Not, die Zeit der *Neuen Gedichte* und des *Malte*, der Abstand dem Leben gegenüber, – Paris. Und

Dieses heißt Schicksal: gegenüber sein
und nichts als das und immer gegenüber . . .

– Zuschauer, immer, überall,
dem allen zugewandt und nie hinaus!¹⁴⁹

Der späte Rilke aber ist weder *ichbezogen* noch *Dingbezogen* sondern *einbezogen*. Noch einmal auf der Suche nach dem gemäßen, symbolischen Aufenthalt, wo das „Sichtbare in seiner Bildhaftigkeit“ seinem inneren Erlebnis entgegenkommt, entdeckt er nun die Landschaft des Wallis, „dieses vielleicht größten Tals in Europa.“¹⁵⁰ Auf seltsame Art fühlt er sich hier ergriffen und an die beiden Landschaften erinnert, die in den letzten Jahren vor dem Krieg „stärker und bestimmender“ zu ihm gesprochen haben als „alles übrige: Spanien und die Provence,“¹⁵¹ wobei auch die Provence ihm auf dem Wege über Spanien nahegekommen ist.

Wiederum, wie in Spanien, ist es eine ungemein *bewegte* Landschaft, ein Geschehen, in das er sich eingefügt weiß, nur daß dies alles

¹⁴⁶ An Gertrud Ouckama Knoop, 12. September 1919, *Briefe* 1914-1921, S. 270.

¹⁴⁷ An Gräfin M., 25. Juni 1920, *ebda.*, S. 300.

¹⁴⁸ *Briefe an seinen Verleger*, 7. Juli 1919, S. 292.

¹⁴⁹ „Die Achte Elegie“, *Ges. Werke*, III, S. 294 f.

¹⁵⁰ An Nora Putzsch-Wydenbruck, 17. August 1921, *Briefe aus Muzot*, S. 26.

¹⁵¹ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, 25. Juli 1921, *ebda.*, S. 7.

um einen Grad abstrakter, beziehungsschwerer ausgedrückt wird als es der Landschaft um Toledo gegenüber der Fall gewesen war. Es scheint ihm nun fast unmöglich, dieses „wunderbare Rhônetal“ zu beschreiben, „in dessen Umgrenzung ein Spiel schön bestellter und bewachsener Hügel die reichsten Verwandlungen des Ausblicks vollzieht, es bilden sich Länder vor einem, als schüfen sie sich erst – und was an Dingen (:Häusern und Bäumen) innerhalb dieser Perspektiven vorkommt, hat die Distanzen und Spannungen, die wir aus dem Aufgang der Sternbilder kennen: als ginge aus diesem großartigen Entfaltet- und Aufeinander-bezogensein der Einzelheiten Raum hervor, – eine Erscheinung, die nicht so überzeugend könnte erfahren werden, wäre die Luft nicht von einer unbeschreiblichen Teilnehmung an allem Gegenstand, umschauerte sie ihn nicht so und machte sie nicht jeden Zwischenraum, bis in die Hintergründe hinein, zu ihrem Glück, zum Schauplatz so und so vieler gefühlter (dächte man!) Übergänge . . . “¹⁵²

Deutlicher als je zeigt sich, daß nicht nur Stadt in Landschaft aufgelöst worden ist; auch die konkrete Landschaft selbst wird nun aufgelöst: in ein Beziehungssystem von Spannungen und Strömungen, von Richtungen und Kräften. Was überdies bei Rilke den Städten geschieht, ist nichts anderes als was dem Menschen selbst geschieht, und eben darin beruht die symbolische Ausdruckskraft solcher Gestaltung. So wenig wie die Stadt ist der Mensch noch ein Mittelpunkt; auch er wird zur Landschaft, und auch diese menschliche, diese innere Landschaft ist keine ruhende, feste, umrissene und begrenzte, sondern eine sich wandelnde, schwindende, bewegte. Auch diese Entwicklung kündigt sich schon früher an. Höchst bezeichnend etwa ist die Art, in der Rilke Rodins Werk wiedergegeben hat: in immer neuen Wendungen versucht er, Rodins Schöpfungen in Naturgebilde zu verwandeln, ja, ihn selbst zum „Element“ zu machen. Er bewegt sich unter Rodnis Statuen wie in einem „Wald, der wächst“;¹⁵³ er kann vom „Gebirg“ eines Hauptes sprechen, vom „Wellenschlag“ der Konturen, findet „Scharten“ im Gesicht einer Plastik, „wie vom Schnabel eines Vogels hineingehackt“;¹⁵⁴ Skulpturen, „als hätte eine unerbittliche Hand [sie] in das Schicksal hineingehalten, wie in die Wirbel eines waschenden, nagenden Wassers.“¹⁵⁵ So entsteht das Bild einer Kunstwelt, die nicht vom Geistersonnen sondern von Klima und Atmosphäre, von Regen und Frost, Sturm und Sonne geformt scheint. Menschliche Gestalt, aus Stein ge-

¹⁵² An Nora Purtscher-Wydenbruck, 17. August 1921, *Briefe aus Muzot*, S. 26 f. – Was hier beschrieben wird, ist nicht nur bewegte, sondern verwandelte, in einen neuen Daseinsbereich übergeführte, zum Symbol von „Innenraum“ gewordene Landschaft; höchst bezeichnend daher, daß dieselbe Landschaft auf einen anderen, von anderen Lebensvoraussetzungen herkommenden Betrachter auch eine völlig andere Wirkung gehabt hat. Paul Valéry jedenfalls, der Rilke in Muzot aufsuchte, sah hier nur eine „traurige Berglandschaft.“ – S. a. Gert Buchheit, *Rainer Maria Rilke* (Mengen 1947) S. 151.

¹⁵³ *Ges. Werke* IV, S. 299.

¹⁵⁴ *Ebda.*, S. 318.

¹⁵⁵ *Ebda.*, S. 317.

meißelt, zur Dauer bestimmt, wird, von einem Magier mit dem Zauberstab des Wortes berührt, in die Elemente aufgelöst. Die Landschaft, in die sie eingeht, ist zunächst noch eine den Sinnen greifbare Landschaft; sie wird abstrakter im gleichen Maße wie bei Rilke alles, auch der Mensch, sich vom Sichtbaren ins Unsichtbare bewegt. Romano Guardini hat aufs eindrucksvollste ausgeführt, daß das Ich beim späten Rilke „jede in sich stehende individuelle Wirklichkeit verliert und zur Ausbruchsstelle der Strahlungsbewegung des Kreaturganzen, zur Richtungsqualität des freigewordenen endlichen Lebensaktes, zur Pforte in die Freiheit des Daseins wird.“¹⁸⁶

So ausgesetzt dem Übermaß von Einfluß,
beteiligt so an diesem Raum voll Vorgang –
daß er gelehnt an einen Baum der Landschaft
sein Schicksal hätte, ohne mehr zu handeln,¹⁸⁷

verliert der Mensch seine Eigenschaft als Person und wird zu einem Durchgangspunkt von Kräften, hineingestellt in den „Weltraum, in den wir uns lösen.“¹⁸⁸ Dies ist die Welt der *Duineser Elegien*.

Etwas von den Einsichten und Ahnungen, die im Weltbild der neueren Physik wirksam sind, strebt dunkel auch in Rilkes Werk nach Ausdruck: die Verwandlung von Substanz in Kraft, von Sein in Bewegung, von Zeit in Raum, die Herstellung von Bezügen und Relationen, die Entdeckung neuer Dimensionen, – all dies findet bei ihm eine geheimnisvolle Entsprechung im Wort. Die in Rilkes späten Dichtungen sich häufenden Ausdrücke des Stürzens und Reißens, des Fliegens und Geworfenseins, Formeln und Bilder wie Spannung und Schwingung, Strömung und Strahlung, und immer wieder: Raum, Weltraum, künden von dem Wirbel kosmischer Kräfte, in den der Mensch hineingerissen wird.¹⁸⁹ In diesem Wirbel verschwindet er. Was hier vor sich geht, ist im Grunde über allen Begriff, ist „unsäglich“, „unbeschreiblich“, „überlebensgroß“, ist nicht die Welt des Menschen mehr sondern des Engels. Man weiß, daß Rilkes Engel nichts mit dem Mythos früherer Zeiten zu tun hat, keine christlich tröstende Gestalt ist, sondern die geheimnisvolle, magische Chiffre furchtbarer Kräfte. Vor der Weißglut des „Engelischen“ vergeht der Mensch, und so ist auch die Landschaft des späten Rilke eine Landschaft ohne den Menschen. Dies hat Rilke gewußt; er hat es als sein Los erkannt, „gleichsam am Menschlichen vorbei, ans Äußerste zu kommen, an den Rand der Erde.“¹⁹⁰ Aus einer Welt, wo es den Menschen noch nicht gibt – der „Welt der Dinge, wo

¹⁸⁶ A. a. O., S. 87.

¹⁸⁷ „Die Spanische Trilogie“, *Späte Gedichte*, S. 154.

¹⁸⁸ „Die Zweite Elegie“, *Ges. Werke* III, S. 265 f.

¹⁸⁹ Zu gewissen Wandlungen im Gebrauch des Adjektivs, die bei Rilke seit Spanien vor sich gegangen sind, vgl. die interessanten Ausführungen von J. Gebser, *Rilke und Spanien*, 2. Aufl. (Zürich 1946) S. 39 ff.

¹⁹⁰ An Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, 17. Dezember 1912, *Briefe 1907-1914*, S. 258.

Menschen nicht vorkommen“¹⁶¹ —, gelangt er in eine andere, wo es ihn nicht mehr gibt. So schreibt er es an Karl von der Heydt, daß er das Menschliche ausgelassen habe: „denn da ich mich von Dingen und Tieren gründlich herkommend, danach sehnte, im Menschlichen ausgebildet zu sein, da wurde mir, siehe, das Übernächste, das Engelische beigebracht, und darum hab ich die Leute übersprungen.“¹⁶² „Diese, nicht mehr von Menschen aus, sondern im Engel geschaute Welt, ist vielleicht meine wirkliche Aufgabe.“¹⁶³

Diese Aufgabe wird Rilke in den Jahren unmittelbar nach der spanischen Reise bewußt; verwirklicht aber wird sie schließlich in der Walliser Landschaft, durch die Schöpfungen der *Duineser Elegien* und der *Sonette an Orpheus*. Was er früher geahnt hat, ist nun endgültig entschieden: daß sein Herz ganz Landschaft ist, daß es keine Stadt in ihm gibt.¹⁶⁴ Wo aber noch vom Menschen die Rede ist, ist nicht mehr menschlich von ihm die Rede, sondern landschaftlich; selbst da noch wo der Mensch nach innen blickt, in sich hinein, erblickt er Landschaft: „seines Inneren Wildnis“, „Fluten der Herkunft“, „Schluchten“, wo das Furchtbare liegt, und als Bild der Vorfahren: „Väter, die wie Trümmer Gebirgs uns im Grunde beruhen“, „das trockene Flußbett einstiger Mütter“, eine „ganze lautlose Landschaft.“¹⁶⁵ So kann es zuletzt geschehen, daß sich für Rilke in einem Brunnen, einer Frucht, das Wesen der Welt deutlicher ausspricht als im Menschen.

Es liegt nahe, die konsequente Verwandlung von Stadt in Landschaft, die im Werk Rilkes vor sich geht, als einen verschärften Ausdruck jener „Kulturermüdung“ zu begreifen, die seit Rousseau im europäischen Bewußtsein immer weiter um sich gegriffen hat. Der Gegensatz von „Stadt und Land“ der im 19. Jahrhundert eine so große aber noch verhältnismäßig harmlose Rolle spielt, kommt in der Folge nicht mehr zur Ruhe. Kultur ist immer Stadtkultur; Ablehnung der Stadt ist Ablehnung der Kulturinhalte einer Epoche. Der fleissige, fröhliche, biedere und fromme Landmann, den das 18. Jahrhundert dem sittenlosen Leben der großen Stadt entgegenstellte, genügt als Gegenbild freilich längst nicht mehr. Die Visionen Georg Heyms, in denen ganze Städte in einem Feuermeer versanken, waren nicht nur Ahnungen kommender Kriegskatastrophen sondern Zeichen einer Verzweiflung, die mehr vom Untergang bedroht sah als was aus Stein und Holz sich neu errichten

¹⁶¹ An Michael Georg Conrad, 27. Februar 1914, *ebda.*, S. 350.

¹⁶² 15. März 1913, *ebda.*, S. 275.

¹⁶³ An Ellen Delp, 27. Oktober 1915, *Briefe 1914-1921*, S. 80. S. a. aus der „Abschrift aus dem Taschenbuch an Lou Andreas-Salomé“: „... „Aber wenn ... das elementarische Hinstürzen der Luft, des Wassers reines und vielfältiges Benehmen, und was Heroisches im Vorgang der Wolken war, ihn über die Maßen ergriff, ja ihm, der es im Menschlichen nie zu fassen vermochte, recht eigentlich als Schicksal an die Seele trat, so konnte ihm nicht entgehen, daß er nun, seit den letzten Einflüssen, solchen Beziehungen gleichsam endgültig übergeben sei ...“ *Briefe aus Muzot*, S. 312.

¹⁶⁴ An Frau Eva Cassirer, 29. Januar 1914, *Briefe 1907-1914*, S. 335

¹⁶⁵ „Die Dritte Elegie“, *Ges. Werke III*, S. 271 ff.

ließe. Es ist dieselbe Verzweiflung, die in den Gedichten von Robinson Jeffers, wenn die Städte dem Moloch erliegen, das Bild der Berge heraufruft und die Menschenwelt den Raubvögeln überläßt. Was einst „Rückkehr zur Natur“ hieß und den Weg ins Idyll bedeutete, hat tragischere Akzente angenommen: nun ist es Lebendiges, das wieder zur Erde wird.

Auch Rilke, die Gestalt des Hirten beschwörend, der seine Herde an den Hängen der Akropolis entlang treibt, ließe sich unschwer hier einreihen. Nur vergäße man dann, daß sein letztes Wort nicht „Vernichtung“ heißt sondern „Wandlung“. Die Bereitschaft, das Äußerste an Entsetzen auszuhalten, das „Entbehrenkönnen aller Tröstung“¹⁶⁶ gleicht einem Durchgang durch die Hölle, der den Schrecken hinter sich läßt. Es ist kein Zweifel, daß Rilkes ungemeine Feinnervigkeit ihn unter der Krisenhaftigkeit seiner Zeit stärker leiden ließ als andere Menschen; ebensowenig aber kann man daran zweifeln, daß dieselbe Eigenschaft es ihm möglich machte, schon mitten in Verfall und Untergang ein Kommenendes zu ahnen. In solcher Zuversicht ließ sich der Tod ins Leben einbeziehen, durfte die Klage „nur im Raum der Rühmung . . . gehn“.¹⁶⁷ Der „phallische“ Gott, für den der späte Rilke gelegentlich plädiert, ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß ihm die gesetzhafte Lebendigkeit der Natur zum Symbol einer Ganzheit wird, die es sonst nirgends mehr für ihn gibt. In einem Augenblick ungeheurer Wendungen und Wandlungen weiß auch Rilke das Neue noch nicht zu benennen; nur bereit zu sein, nur sich ihm vertrauend offen zu halten, ist die Aufgabe:

Auch wer das nicht begreift, was ihn beruft
der sei bereit.

Dann kann es geschehen, daß ihn wenigstens ein Strahl ferner Wirklichkeit erreicht, dann

wird ihm in das grade
ungangbare Geheiß aus voller Gnade
ein schmaler Pfad hineingestuft.¹⁶⁸

Man fühlt sich an Conrad Ferdinand Meyers „Felswand“ erinnert, an jenes Gedicht, in dem der Blick abprallt vor dem jähem Sturz der unzugänglichen Wand, und wo dann doch aus Andeutungen eines Pfades da und dort die Ahnung eines Weges erwächst. Auch Rilke hat schließlich im „Bodenlosen“ und „Ungangbaren“ seiner Landschaft einen Weg gefunden und die paradoxe Erfahrung gemacht, die im christlichen Bereich mit dem Wort „Gnade“ bezeichnet wird. Es ist jenes Wunder des „Umschlags“ gemeint, in dem die Gefahr zum Rettenden wird und das Schutzlossein sich als Sicherheit erweist.

¹⁶⁶ An Pfarrer Zimmermann, 3. Februar 1921, zitiert Bassermann *a. a. O.*, S. 131.

¹⁶⁷ *Sonette an Orpheus* I, 8.

¹⁶⁸ *Späte Gedichte*, S. 41.

"SPRECHEN SIE DEUTSCH"

Sweeps the American Occupation Zone In Germany

DOROTHY N. S. RUSSEL

Staff Writer

"... Until a few weeks ago, Heidelberg Military Post and its sub-posts at Karlsruhe and Mannheim between them had 25 German-language classes, supervised by about 10 teachers at Troop Information and Education centers. Today, in HMP alone, 99 new German-language classes have been started, 55 in Heidelberg itself, 20 in Karlsruhe and 24 in Mannheim. The roster of German teachers has increased to at least 40, and attendance figures are estimated to have quadrupled.

This sudden expansion of interest in learning German is typical of what has happened throughout the U. S. Zone.

The intensified German study program has come about through two directives issued in August and September by General Thomas T. Handy, EUCOM commander-in-chief, and endorsed by Lt. General Manton S. Eddy, C. G., 7th Army, and Lt. General John K. Cannon, USAFE C. G., carried out under the supervision of Col. Harold C. Fellows, chief, Armed Forces Information and Education Division, EUCOM.

EUCOM's policy on improvement of German-American relationship through the increased knowledge of the German language stressed these factors:

1. Strong reasons exist for good will between Americans and Germans because Americans are in Germany to demonstrate a practical and fair-minded democracy in action, while the Western Germans are trying honestly to establish such a democracy.
2. Mutual understanding and friendly relations are essential to bring about the establishment of a sound democracy in Germany.
3. Occupation personnel should attain a working knowledge of the German language in order that fluent exchange of ideas and increased social relationships between Americans and Germans might be put into effect.

The new program is only in its early stages and it is too soon to give any but approximate figures on its growth. More German-language classes are being set up every day in all parts of the zone, both for on-duty and off-duty education, and additional persons are enrolling as fast as classes are set up. However, trends indicate a future enormous growth in the spread of German-language study facilities....

The program seeks to provide facilities for teaching German to all non-German-speaking Americans in the zone, not enrolled in this or other language classes....

There is no actual compulsion for civilian employes to participate either in on or off-duty classes. However, if classes are held during

office hours, it may be considered a part of their job, and some jobs require a knowledge of German. As far as soldiers are concerned, since there is no real dividing line between on and off-duty hours, whether they take classes during a normal working day or as part of training, depends chiefly on individual commanders.

Some posts have gone further than others and have required certain categories of their personnel — generally those most likely to have frequent contact with Germans in carrying out their duties — to attend on-duty language classes. One of these is Frankfurt Military Post, which requires all its officers to attend on-duty classes in German....

Among other programs which provide instruction for Army personnel is the University of Maryland project, which grants credits towards a university degree. This project, which started in the zone October 30, 1949, offers a more complete college-level program than I & E courses, but is designed primarily for students who wish to carry their studies in German into academic fields.

In addition, there are the I & E German classes which were begun long before the recent directives were issued, and which continue to operate on a somewhat different basis, teaching their students to read and write the language as well as to speak it.

As far back as April 25, 1947, OMGUS announced that all its U. S. military and civilian personnel having frequent contact with Germans would have to know or have to study German three hours a week. . . . Earlier still, the dependents' schools included German on the normal school curriculum for all dependent children from the first grade on. . . .

In all, an estimated 16,000 soldiers and civilians are today enrolled in German-language classes, in addition to those in University of Maryland classes, and the large percentage of EUCOM's 9,500 dependent pupils attending 60 elementary schools. . . .

The importance of the whole German-language program is stressed not only by EUCOM, but also by HICOG. — U. S. High Commissioner John J. McCloy said in a speech to resident officers:

'I am convinced that you have no entirely satisfactory access to the German people and their thoughts when conversational contacts with them are inhibited by a too limited knowledge of the German language.

'I realize that to really learn a language . . . is a considerable chore, but it is a chore we must all face if we are going to do the job successfully.'

NOUN PLURALS IN READING AND LISTENING *

GEORGE A. C. SCHERER
University of Colorado

In many of our colleges and universities one year of non-intensive college German is being regarded as a *terminal* course by the majority of students and their advisers. Wherever this is the case it is clear that we must strive to do two things: 1) We must bend every effort to make continued study seem as imperative to students as we all know it to be. 2) We must give the *terminal* student of first-year German a maximum of what Michael West terms "surrender value". There is a good chance that if we do an effective job on the second "must", the first "must" will partially take care of itself. A serious effort to give the one-year student maximum surrender value suggests extensive elimination of the time-consuming skills of speaking and writing and at the same time it suggests a concentration on the passive skills of reading and listening.¹

It was with these convictions that the seminar group responsible for this paper set out to determine how familiar a student needs to be with German grammar in order to read German texts and to understand spoken German. We selected the widely used, second-year reader *Abendliche Häuser*² for our investigation. It is true, of course, that we might have chosen more difficult material, but we decided to investigate the type of reading material for which one year of German is ordinarily supposed to prepare the student.

At this time we wish to report in some detail only on our findings with respect to the plural of German nouns. We wanted to determine the importance of drill in plural noun inflection when the chief aim of the course is reading ability. In other words, we attempted to discover how frequently the inexperienced reader needs to know anything about a noun beyond its singular meaning, that is, beyond its significance as a word in his vocabulary.

Conventional grammars designed to prepare the student to read devote roughly one-sixth of the available space to a treatment of plural noun inflection. This implies that several weeks are spent on teaching the pluralization of nouns. However, a check on the plural nouns (1244) occurring in *Abendliche Häuser* reveals that 91.1% (1134) of them are clearly in the plural if we apply one or more of several simple

* The present report is the partial result of an investigation pursued by a group of part-time instructors and graduate students in a seminar in language instruction conducted by George Scherer at the University of Colorado. Members of the seminar included Lloyd Baysdorfer, Charles Barruff, Frank Maystorovich, Peter Nussbaum and Matthew Riley.

¹ George A. C. Scherer, "The Psychology of Teaching Reading through Listening," *German Quarterly*, XXIII (May, 1950), 151-60.

² American school edition by F. S. Crofts & Co., 1931. The text has enjoyed at least ten printings.

criteria other than inflection of the nouns or their modifiers. (One member of the group examined the plural nouns of *Drei Kameraden*³ and reported that the percentage of obvious plurals in this text is considerably higher.) A noun was considered as an obvious plural:

1. When a plural verb form reveals the number: Die Herren spielten. — Er nahm die Bücher, die herumlagen.
2. When a modifier with plural meaning precedes the noun: drei, beide, viele.
3. Often when no ein- or der-word precedes the noun: Was für Briefe?
4. When the context clearly calls for plural: Er schloß die Augen. . . . Da jeder Tee trank, reichte er seinen Gästen die Tassen.

Also included in the count were a few instances of plural forms which are better rendered into English singulars: mit einem Wald schwarzer Haare.

It will be noted that the validity of the first criterion depends on a good recognition knowledge of verb forms. As a matter of fact, the group decided from the start that slighting the verb would result only in an ultimate waste of time. Hence we assumed throughout that the reader has a ready recognition knowledge of verb forms. The remaining criteria for labelling plurals as obvious to the inexperienced reader involve no knowledge of German grammar. The following table indicates the findings by class and by case.

Table I. Showing by class and case how many of the plural nouns used in *Abendliche Häuser* are obviously in the plural by criteria other than inflection.

Class	Nominative		Genitive		Dative		Accusative		All cases	
	Obvi- ous	Not Obv.	Obvi- ous	Not Obv.	Obvi- ous	Not Obv.	Obvi- ous	Not Obv.	Obvi- ous	Not Obv.
I	40	0	6	4	33	10	31	12	110	26
II	95	0	25	0	91	12	107	13	318	25
III	42	2	8	0	31	2	26	2	107	6
IV	146	0	38	4	93	23	171	14	448	41
V ⁴	64	6	10	2	33	4	44	0	151	12
All Classes	387	8	87	10	281	51	379	41	1134	110
									91.1%	8.9%

The above table presents the results for plural nouns which were examined in context under the assumption that the student knows virtually nothing about plural inflections. However, if only a few minutes

³ School edition by American Book Company, 1941.

⁴ Class V includes irregular nouns and the mixed declension.

of teaching time are spent on each class of inflections, many of the 8.9% of non-obvious plurals will be recognized as plurals by the inexperienced reader. For example, the non-obvious plurals of Class III, especially those of such common nouns as Kind, Feld, Kleid, will probably be interpreted correctly almost without exception. There is also a good chance that most of the non-obvious plurals of feminine nouns in Class IV will receive proper interpretation. Umlauts will help in other classes. And, of course, in some instances the wrong interpretations makes very little, if any, difference.

On the basis of our findings and our collective experience it seems fair to conclude that much time can be saved for reading practice by the drastic minimizing of the problem of plural noun inflection.

NEWS AND NOTES

MIDDLEBURY GERMAN SUMMER SCHOOL

The Middlebury German Summer School — June 29 to August 16 — is designed primarily for advanced students of German who, possessing a fair speaking and reading knowledge of German, wish to perfect their ability to use the language and desire to deepen and broaden their acquaintance with German literature as well as with its cultural background and the soil on which it has grown. Classes are intentionally kept small to insure individual attention and practice in conversation. Only German is used as means of communication in and outside of the classroom during the whole session. This rule is strictly enforced. Courses carry credit for the degree of Master of Arts and the degree of Doctor of Modern Languages. — This year's teaching staff: Dr. Werner Neuse, director of the school, Middlebury College; Dr. Curt von Faber du Faur, visiting professor, Yale; Dr. Oskar Seidlin, Ohio State University; Dr. Harry Steinhauer, visiting professor at The Johns Hopkins University; Dr. William Sundermeyer, Gettysburg College; Dr. Fritz Tiller, United States Military Academy; Dr. Melvin Valk, University of Florida; Miss Nita Willits, Scotia High School, Scotia, N.Y. — Correspondence concerning courses, credits, degrees, and admission should be addressed to Professor Werner Neuse, Middlebury College, Middlebury, Vermont; — see also the advertisement in back of this number.

UNIVERSITY OF COLORADO SUMMER SCHOOL

The University of Colorado is featuring a Modern Language House for teachers and students of French, German and Spanish during the summer session of 1951: First term, June 18 to July 20; Second term, July 23 to August 24. Several distinguished visiting professors will assist the resident staff in offering a full program of graduate and undergraduate courses. Members of the visiting staff are Jacques Donvez, Agrégé of University of Paris, musician, composer; E. R. Mulvihill, Associate Pro-

fessor of Spanish, University of Wisconsin; Agapito Rey, Professor of Spanish, Indiana University; Arno Schirokauer, Professor of German, The Johns Hopkins University; Arturo Torres-Río, Professor of Latin American Literature, University of California.

The offerings include accelerated courses on first and second-year levels in German, French, Spanish and Russian, in which one year's work is covered in the ten weeks. Advanced and graduate courses include Composition and Conversation, Comparative Literature, Methods, Philology, and several courses and seminars in the several literatures.

Students residing in the Modern Language House while pursuing their studies will have the opportunity to use the languages of their interest throughout the summer. The University provides for one experienced director of conversation for every seven students. The Language House organizes many social activities of interest to the language groups: singing, dancing, riding, picnicking. The scenic location of the University of Colorado and the cool, mile-high climate are particularly conducive to a combination of learning and vacationing. Interested students should write to George A. C. Scherer, Director of Modern Language House, University of Colorado, Boulder, Colorado; — see also the advertisement in back of this number.

FELLOWSHIPS FOR STUDY IN GERMANY, 1951 - 1952

The Deutsche Akademische Austauschdienst, Bonn, has made available two fellowships to American graduate students for study in the Federal Republic of West Germany for the academic year from November 1, 1951 to July 31, 1952. Both men and women are eligible. Applicants may indicate their choice of institutions; a good knowledge of German is essential. — The value of each grant is 2,250 DM for the academic year. This should be sufficient for the full maintenance of a single student. The award does not cover transportation costs and incidental expenses. — Candidates must present proof of: American citizenship, demonstrated academic ability and capacity for independent study, a Bachelor's degree, good moral character, personality and adaptability, good health. — Applications, on blanks to be secured from the U.S. Student Program of the Institute of International Education, must be filed not later than May 10, 1951.

— Institute of International Education
2 West 45th St., New York 19, N. Y.

WISSENSCHAFT UND WELTBILD

Monatsschrift für alle Gebiete der Forschung. Verlag Herold, Wien. Jährlich zehn Hefte, O. S. 44.— Diese nun im vierten Jahrgang stehende Zeitschrift bietet auf knappem Raume eine vom christlichen Blickwinkel aus gesehene Fülle wesentlicher Untersuchungen auf allen Gebieten des Wissens. Zu ihren Mitarbeitern zählen Dr. Joseph Nadler (Literaturgeschichte), Dr. Heinrich von Srbik (Geschichte), Dr. Friedrich Kainz (Philosophie), Dr. Richard Kerschagl (Nationalökonomie) und andere Gelehrte von internationalem Ruf. Das vorliegende Heft 10 des dritten Jahrganges (Dezember 1950) ist der Existenzphilosophie gewidmet und bringt u. a. auch eine äußerst aufschlußreiche Studie von Dr. Nadler: „Die hellenische Renaissance. Mythos oder Religion?“ — Die Zeit-

schrift ist um eine Universalschau bemühten Forschern aufs wärmste zu empfehlen.

Colorado College

—Thomas O. Brandt

EUPHORION

Die altbekannte und wertvolle Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion“ ist wieder erschienen, Heft eins und zwei des 45. Jahrganges liegen vor. Die Zeitschrift erscheint im Simons Verlag, Marburg-Lahn, Barfüßerstraße 1. Neubestellungen auf die Zeitschrift zur Fortsetzung und Vervollständigung der in unsern Bibliotheken vorhandenen älteren Jahrgänge werden vom Simons Verlag entgegengenommen. Die Zeitschrift erscheint jährlich in vier Heften von jeweils etwa 8 Bogen Umfang. Der Preis des Einzelheftes beträgt DM 8.—; das Jahresabonnement DM 30.— Heft eins des 45. Bandes ist ein Goethe-Heft mit Arbeiten von Hans Pyritz: Goethes Verwandlungen / Probleme zu einem künftigen Goethebilde; August Closs: Goethe und der europäische Geist; Leonard Forster: Goethe und das heutige England; Walter Hof: Um Mitternacht, Goethe und Charlotte von Stein im Alter; Oskar Seidlin: Zur Mignon Ballade; Eckehard Catholy: Karl Philipp Moritz / Ein Beitrag zur „Theatromanie“ der Goethezeit

FIFTY YEARS OF THOMAS MANN STUDIES

Eine Bibliographie aller biographisch-kritischen Studien über Thomas Mann, die in den letzten fünfzig Jahren (1901-1950) veröffentlicht worden sind, wird von Klaus W. Jonas, Department of German, Rutgers University, New Jersey College for Women, New Brunswick, N. J., vorbereitet. Sie soll alle Bücher, Dissertationen, Essays, wertvolle Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sowie auch Bücherbesprechungen enthalten, die sich mit Thomas Mann und seinem Werk befassen. Das bisher ermittelte Material beläuft sich auf über 2,200 Arbeiten in zehn verschiedenen Sprachen. — Im Interesse der Vollständigkeit dieser Arbeit bittet der Verfasser alle Autoren von Studien über Thomas Mann, ihn mit genauen bibliographischen Angaben aller ihrer Artikel in seinem Unternehmen zu unterstützen. Darüber hinaus ist er für Anregungen, Vorschläge und Hinweise auf schwer zu lokalisierende und erreichbare Thomas Mann Studien dankbar.

Rutgers University

—Klaus W. Jonas

Ernst Jünger and the German Resistance Against Hitler

I am preparing two bibliographies: one is to treat the work of the German author Ernst Jünger; the other will cover the German resistance movement against Hitler. The two projects are not connected with each other. — Without doubt, many of the readers of the *Monatshefte* have collected and have in their possession material on one or the other subject: newspaper-clippings, excerpts from periodicals, books, etc. — The reader is requested to furnish as much bibliographical information as there is in his possession: author, title, name of periodical or publishing house, page reference, place and year of publication. Material in its original form would be most appreciated.

68 - 43 Burns St., Forest Hills, L. I., N. Y.

—Karl O. Paetel

BOOK REVIEWS

Der Ackermann aus Böhmen *

Herausgeber und Verleger verdienen unseren Dank für diese vortreffliche Ausgabe der frühnhd. Prosa-Dichtung, die dem Germanisten nicht nur eine handliche und billige Textausgabe in die Hand gibt, sondern ausserdem noch – in Einleitung und Kommentar – einem schon lange gefühlten Bedürfnis Rechnung trägt: Edward Schröder sprach doch für viele, als er *Anz.* 51 bei der Besprechung der Berntschen Textausgabe auf die Notwendigkeit einer „neuen Rezension des Textes mit sparsamem Apparat und knappem Kommentar (ohne Exkurse!)“ hinwies, die neben der großen Bernt-Burdachschen Akademieedition (B/B) „wohl ihren Platz fände“. Eine solche Rezension ist uns nun in der vorliegenden Ausgabe geschenkt. Wohl hatte die ausgezeichnete Textausgabe Arthur Hübners (1937) den Wunsch nach sparsamem Apparat in vorbildlicher Weise erfüllt, hatte aber in ihren Anmerkungen nicht genug gebracht für den Studierenden, der zum ersten Male an dieses wundervolle Kunstwerk des ausgehenden Mittelalters herantritt. Letzterer war doch immer wieder gezwungen, den oft mühsamen Weg durch den Kommentar der Akademieausgabe anzutreten, mit seinen Um- und Abwegen, um Eingang zu finden in die Gedankenwelt Johann Tepls und den Formwillen dieses Mannes zu erfassen, in dessen Geistesart sich Mittelalterliches und Neues so vielfältig verquicken. Die Masse des Materials allein bei B/B – vieles weithergeholt und verwirrend – erdrückt den Anfänger und erschwert den Genuß der Dichtung.

In der vorliegenden Edition sind die Anmerkungen entlastet von allem Überflüssigen, von verwirrenden Einzelheiten und dem allzu Hypothesischen. In ihnen wird laufend auf den Kommentar von B/B hingewiesen und neben anderen Forschern immer die großartige Arbeit Hübners in den SBB. d. Preuß. Akad. 1935 (*Das Deutsche im Ackermann aus Böhmen*) herangezogen, eine Arbeit, die uns ja gelehrt hat, den Ackermann-Dichter nicht mehr so einseitig, wie Burdach es tat, als den Neuerer, den Humanisten zu sehen, sondern seine Gebundenheit an mittelalterliches Denken und Tradition zu erkennen, besonders die des Gesellschaftsliedes und des Meistergesangs. Es ist Spalding gelungen, in den knappen, aber immer klaren Anmerkungen das Wichtigste an Interpretationen und Konjekturen zu einer gegebenen Stelle zu bringen, und, wo die Ansichten mehrerer Forscher sich schroff gegenüberstehen, die Alternativen straff zusammenzufassen, ohne je an Klarheit zu verlieren. Literaturnachweise erleichtern weiteres Nachgehen interessanter Einzelprobleme. Neben einer bequemen Zusammenstellung und Wertung der Deutungen anderer finden sich in den Anmerkungen interessante Eigenbeiträge Spaldings. Als ein Beispiel sei z. B. seine Anm. zu XV. 10 *die wandelsone* (cc: *die wandelsfrei*) genannt, in der er mit Recht

* Johann von Tepl, *Der Ackermann aus Böhmen*. Edited by Keith Spalding. Blackwell's German Texts. Basil Blackwell, Oxford, 1950. XLVIII u. 118 Seiten. Preis: 6/-d net.

auf das ungemein häufige mhd. *die wandels âne*, *die wandels vrie* als Terminus für die Jungfrau Maria hinweist und den Schluß zieht, daß der Ausdruck nicht, wie gewöhnlich, auf die verstorbene Frau bezogen werden darf. Damit würde Burdachs Behauptung hinfällig, daß Maria nicht im A. a. B. erwähnt wird. – In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen, daß E. R. Curtius' ausgezeichnetes Buch „*Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*“ auch für den künftigen Ackermann-Kommentar wichtiges Material enthält. Man möchte z. B. bei der Interpretation von III. lf.: *Ich bins genant ein ackerman von vogelwat ist mein pflug* einen Verweis nicht vermissen auf Curtius' Behandlung der Metapher „pflügen“ für „schreiben“ (S. 315 f.), die er von Plato, Isidor, Prudentius und der karolingischen Dichtung in die mittelalterliche Literatur und Volkssprache verfolgt; nicht weil heute noch jemand an Burdachs Johann Pflug von Rabenstein als den Autor des A. a. B. glaubt, sondern weil die Metapher des Dichters formale Gebundenheit an das Mittelalter bezeugt. Auch die Anrede Gottes „*alter greiser Jüngling*“ (XXXIV. 8) ist gleicher Provenienz; wie Curtius (S. 106 ff.) zeigt, gehört der Topos *puer senex* zu den beliebtesten des lateinischen Mittelalters.

Dieselbe Klarheit und weise Beschränkung, der nie wichtiges Detail zum Opfer fällt, zeichnet auch die Einleitung aus. Sie macht zusammen mit dem Kommentar und der ausführlichen Bibliographie (zu Denkmal, Periode und Genre) die Ausgabe zu einem idealen Studententext für philologische und literarhistorische Übungen, besonders geeignet für unsere amerikanischen Studenten. Die Einleitung führt den Studierenden in die Hauptprobleme der Ackermann-Forschung ein: 1. Die Frage der *Datierung*. 2. Der geschichtliche und kulturelle *Hintergrund*. 3. *Person* und *Persönlichkeit* des Dichters. Reiche Literaturangaben ermöglichen weiteres Eindringen in hierhergehörende Fragen. 4. Die komplizierte Frage der *Form*: Aus dem Übergangscharakter der Periode heraus werden die Extreme der Ackermann-Forschung erklärt: Böhmischer Frühhumanismus auf der einen Seite, Scholastik und mittelalterliche Tradition auf der anderen. Dann wird dargelegt, wie wir heute, vor allem dank der Forschung Hübners, sehen, daß der Dichter gleichermaßen aus Schulrhetorik und -poetik des Ma.s, aus der Meistersingertradition und dem Prager Frühhumanismus geschöpft hat. 5. Der *Stoff* wird nicht isoliert behandelt, sondern auf dem Untergrund des literarischen Genre des mittelalterlichen Streitgedichtes. 6. Die *Sprache*: Auf eine klare und knappe kritische Einführung in die Haupttheorien der Entstehung der nhd. Schriftsprache (Burdachschule – Fringsschule) folgt die Beschreibung des Lautstandes des A. a. B. und der Prager Kanzlei. Dieser Abschnitt ist, wohl wegen des Dranges nach Kürze, oft unklar und wird den Studenten eher verwirren (z. B. wird zwischen *Lauten* und *Schriftzeichen* nicht differenziert: Spalding erwähnt in ein und demselben Abschnitte (S. XXXV) Lautwandel, z. B. die nhd. Diphthongierung *î > ei* etc., und Schreibgewohnheiten, z. B. wmd. *oi* für *ô* (er druckt *ô > oi!*), ohne klarzumachen, wo er Laut, und wo er Orthographie meint.). Vorbildlich ist dann wieder die Behandlung der Syntax und Satzkonstruktion. Jeder Lehrer, der mit einer Klasse Prosa des 14. u. 15. Jh.s gelesen hat, wird es begrüßen, diesen Exkurs über die rhythmischen Satz-

schlüsse (*cursus planus, velox und tardus*) und die *colores verbales* für philologische und stilistische Übungen so bequem zur Hand zu haben; 7. Die Frage des *englischen Einflusses*. 8. Die *Hss. und frühen Drucke*. Diese werden vollständig zitiert und kurz beschrieben. Dann referiert Spalding kritisch über die Textherstellung der früheren Ausgaben und seine eigene kritische Methode.

Die Stammbäume der Überlieferung nach Bernt und Hammerich, sowie die lateinische Widmung des A. a. B. (die beigegefügte Übersetzung ist wegen der schwierigen Termini der lateinischen Rhetorik und Poetik willkommen!) und die Textproben aus 21 Hss. und frühen Drucken erhöhen den Wert der Ausgabe als Übungstext.

Spalding bringt einen philologisch zuverlässigen, sorgfältig redigierten Text. Gestützt auf die Resultate der Ackermann-Forschung der letzten Jahrzehnte läßt er den α -Ast der Überlieferung, dem B/B oft zu große Bedeutung beimaßen, außer Betracht, wo er seine eigenen Wege geht. Wie Hübner, der in seinem Text gegenüber B/B an 150 Stellen schwerwiegendere Änderungen gebracht hatte, stützt sich Spalding vor allem auf die Hs. H, die näher als andere Hss. den stilistischen Grundsätzen des Autors entspricht, wie sie in der von Heilig entdeckten Widmung niedergelegt sind. Er geht aber nicht so weit wie Hammerich, der seinen Text (Kopenhagen 1944) ganz auf H basiert, oft ohne die Schwesterhs. E in Betracht zu ziehen, sondern verwirft mit lobenswerter Vorsicht H-Lesarten, die nicht von anderen Hss. oder sonstigen überzeugenden Gründen gestützt werden. Es ist also im großen Ganzen Hübners Text, doch schließt sich Spalding hier und da Hammerichs Besserungen an, gegen Hübner. Oft sind diese Änderungen überzeugend, z. B. XII. 3 *unverschuldlich* statt *unvorsichtiglich*, oder XXXIV. 49: *suberheit* statt *reinigkeit*, aber manchmal fehlt seinen Konjekturen doch genügende Unterlage (Hierzu möchte ich mich im Zusammenhange einer Besprechung verschiedener textkritischer Probleme des A. a. B. in Kürze äußern). — Der Philologe wird Spalding sicher darin zustimmen, daß der Satzrhythmus bei der Textherstellung immer wieder entscheidend herangezogen wird, z. B. in der Frage von Synkope und Apokope. Im Sinne größerer Lesbarkeit vereinheitlicht der Herausgeber, Hübner folgend, die Orthographie, aber geht hierin noch weiter mit der Beseitigung von Doppelformen der Hss. (wie *daran, immer, nun — dar an, iemer, nu*), was der Zuverlässigkeit des Textes keinen Abbruch tut, denn der Fachmann muß ja für seine Arbeit immer noch den kritischen Apparat der Akademie-Ausgabe benutzen, die dieser Übungstext nicht ersetzen will.

Der sorgfältige Druck weist eine erstaunlich kleine Zahl von Druckfehlern und Versehen auf: S. XIX, 16: *Urban IV* für *VI*. — S. XXXV, 15: *ue* für *üe*. — S. XLII: Die Signatur der Hs. D. ist ausgelassen (75. 10. Aug.). — Die Anm. zu dem schwierigen *opferfinger* (XXVI, 33), auf die im Glossar verwiesen wird, fehlt im Kommentar. — Im Glossar unter *barwen* (S. 80) hätte die Bedeutung „wohnen“ (XX. 15) angegeben werden sollen. — *Beikumen* (XXVII. 15, s. Anm.) und *solde* „Wohnung“ (XXVI. 26) fehlen im Glossar. — *ebenteuer*, das Spalding nach Hübner und Hammerich im Text als Adj/Adv. auffaßt, ist im Glossar als Substantiv gegeben; da er hier die Definitionen des Glossars

von B/B übersetzt, hat sich auch der Ausdruck *ebenteure kunnen* in sein Glossar eingeschlichen, eine Phrase, die er doch aus seinem Text entfernt hat! — Für *brehen* findet sich im Glossar die unmögliche Bedeutung ‚to bring‘! — Ebenso unmöglich ist ‚to last‘ für *scheinen* (XIV. 20). — S. 102 *zehentnis* für *zehentzins*. — Auf diese Versehen habe ich hingewiesen in der Hoffnung, daß diese Schönheitsfehler in den folgenden Auflagen, die einer so ausgezeichneten Textausgabe sicher beschieden sein werden, gebessert werden möchten.

Ohio State University

—Wolfgang Fleischhauer

Tristan and Isolde *

Vorlesungen über deutsche Literatur in englischer Übersetzung treten an einigen Universitäten hervor. Es liegt dies im Zuge einer Neubesinnung im Bereich der humanistischen Studien, als ein Versuch, die verlorene Antike als Wertmaßstab zu ersetzen durch eine vergleichende Betrachtung der modernen europäischen Literaturen.

Die deutsche Literatur ist im allgemeinen in englischer Übersetzung gut vertreten. Einige wertvolle Übersetzungen sind nicht mehr auf dem Markt und darum in manchen Bibliotheken mit zu wenigen Exemplaren vorhanden, wie z. B. Grimmelschhausens *Simplizissimus* (ed. W. Rose, London-New York 1924). Zeydels neue Übersetzung von *Tristan und Isolde* liefert einen äußerst wertvollen Beitrag, denn sie füllt eine empfindliche Lücke. Jetzt kann die große Literatur der Zeit um 1200 vollständig behandelt werden: wir haben das Nibelungenlied in verschiedenen Übersetzungen, Wolframs *Parzival* von Jessie Weston, Hartmanns *Armen Heinrich* in Margaret Schlauch's *Medieval Narrative*, für die Lyrik Jethro Bithell's *Minnesingers* und die ausgezeichnete Sammlung von Gedichten Walthers von der Vogelweide: *I saw the world, sixty poems translated by Ian G. Colvin* (London, Edward Arnold and Co., 1938). Die Übersetzung von Colvin benutzt nicht mehr wie die früheren Übersetzungen Walthers ein sanftes romantisches Gefüge, sondern eine kräftigere, eher an der Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts geschulte Sprache.

Ich erwähne das Werk von Colvin besonders, da es in dem guten Bericht über den Aufbau eines Lehrgangs über deutsche Literatur in Übersetzungen an der Northwestern University und die dort verwendete Literatur fehlt. Zu E. V. Sittler's Ausführungen darüber (in *German Quarterly*, November 1949, pp. 233 ff.) könnte auch noch hinzugefügt werden: die Übersetzung des *Hildebrandslieds* (in Francis B. Gummere, *The Oldest English Epic*, New York, 1920), die die meisten neuhochdeutschen Übersetzungen des gleichen Gegenstandes übertrifft und das germanische Heldenlied als Teil der deutschen Literatur zu behandeln erlaubt, und natürlich Zeydels meisterhafte Übersetzung von Brants *Narrenschiff* (New York 1944).

E. V. Sittler, der in dem erwähnten Aufsatz nur die ältere Literatur bis zum sechzehnten Jahrhundert behandelt, wird uns hoffentlich ebenfalls über seine Erfahrungen auf dem Gebiete der neueren Literatur berichten. Hier gibt es Neues, das Lücken füllt, wie zum Beispiel der

* *Tristan and Isolde* of Gottfried von Strassburg. Translated, with introduction, notes, and connecting summaries by Edwin H. Zeydel, Princeton University Press for University of Cincinnati, 1948. 209 pp. \$4.—

Band von Erzählungen E. T. A. Hoffmanns (von Christopher Lazare, New York, A. A. Wyn publ., 1946). Anderes ist wegen seiner außerordentlichen Qualität willkommen, wie die Auswahl und Übersetzung von Gedichten Hölderlins von Frederic Prokosch (New Directions, 1943) oder Victor Langes Übersetzungen von Goethes Prosa (Werther, Neue Melusine und Novelle: New York, Rinehart, 1949). Man fragt sich, ob nicht andere Kollegen, die, wie es einem Philologen ja so leicht geschieht, hart an der Grenze dichterischer Begabung stehen, aber eben zu eigenem Ausdruck nicht befähigt sind, mit der Nachbildung deutscher Dichtung zugleich ihren eigenen Drang erfüllen und einer Sache dienen und dabei Meisterleistungen wie Zeydel und Lange hervorbringen könnten. Vieles wäre zu wünschen: zum Beispiel ein Drama von Gryphius, Hebbels *Gyges und sein Ring*, dessen Übersetzung, wie sie jetzt vorliegt, völlig unzulänglich ist, oder die in der sonst mit zahlreichen guten Übersetzungen versehenen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts immer noch fehlenden Hauptwerke Hofmannsthals.

Die dringendste Aufgabe allerdings scheint mir eine Anthologie deutscher Lyrik in englischer Übersetzung zu sein, die die hundert oder hundertfünfzig zugleich bestübersetzten und literarhistorisch wichtigen Stücke zusammenträgt. Norman MacLeod, *German Lyric Poetry* (New York, Harcourt, Brace and Co., ohne Jahr) bietet einiges Ausgezeichnete, aber nicht genug. Ein solcher Text müßte billig zu kaufen sein, sodaß er von einer Klasse zur Interpretation der Gedichte benutzt werden kann. Zu diesem Zwecke sollte am besten das deutsche Original mit abgedruckt sein, denn meiner Erfahrung nach ist das Original neben einer guten Übersetzung für Studenten, die wenig oder kaum Deutsch können (jedenfalls nicht genug, um ganze Werke auf deutsch zu lesen), eine unvergleichliche Hilfe zum Erfassen eines lyrischen Gedichtes und ein Ansporn zugleich. Das Musterbeispiel dieser Art Anthologie sind die von Valhope und Morwitz ausgewählten und übersetzten Gedichte von Stefan George (Pantheon Books, 1943).

Auch ein Goethe-Lesebuch, das die besten Übersetzungen charakteristischer Werke zusammenstellt, wäre sehr erwünscht. Der von dem Verlag Dial Press (New York 1948) unter dem Namen Thomas Manns herausgegebene Band *The Permanent Goethe* ist ein Schritt auf dieses Ziel hin, vor allem da man hier eine Sammlung von Goethescher Lyrik als Textbuch für eine Klasse zur Verfügung hat. Leider sind viele von den gewählten Übersetzungen, vor allem die Übersetzung des *Faust* von G. M. Cookson sowohl sprachlich-rhythmisch wie inhaltlich unzulänglich. Und wenn man zum Beispiel die zu völliger Sinnlosigkeit vertauschten Strophen von *Urworte Orphisch* (p. 650/1) sieht oder auf Seite 611 in einem Brief Goethes an Marianne von Willemer das darin verwendete Wort „Hudhud“ mit der erstaunlichen Anmerkung „probably the name of a dog“ erklärt sieht, fragt man sich, ob Thomas Mann die Übersetzungen und Anmerkungen der Anthologie je gesehen hat.

Zeydels *Tristan und Isolde*, um darauf zurückzukommen, vereinigt Übersetzung und Anthologie. Von den etwa 20 000 Versen des Originals übersetzt er ungefähr ein Drittel. Das Fehlende wird in knapper verbindender Prosa mitgeteilt. Zur Übersetzung werden die Stellen bevorzugt, die den Fortschritt der Geschichte darstellen. Im allgemeinen

sind das zugleich die wichtigsten und schönsten Stellen. Zu bedauern ist allerdings, daß auf diese Weise einige Abschnitte, die für eine literarhistorische Behandlung des Werkes fast unentbehrlich sind, ausgelassen wurden, so Gottfrieds Urteil über seine dichtenden Zeitgenossen (ll. 4589 ff.) oder im Wald-Idyll der Liebenden die Allegorie der Grotte und der so bedeutsame Friede der Natur (ll. 16811 ff.). Der Stil der Übersetzung ist ausgezeichnet. Das Leichte, Flüssige, Spielerische und zugleich Klare der Sprache Gottfrieds ist wiedergegeben. Vielleicht ist nicht immer die Intensität und Süße der Sprache Gottfrieds erreicht; Zeydels Sprache ist ohne die Spannung zwischen Exaltation und Klarheit, die wir bei Gottfried finden, sie ist berichtender, bürgerlicher. Aber man fragt sich, ob eine fortlaufende Übersetzung, d. h. nicht die Übertragung einzelner lyrischer Momente, je die intimste Spannung einer Dichtung wiedergeben kann, ob sie nicht immer handwerklicher sein wird als das Original. Zeydel übersetzt in verständliches klares Englisch und vermeidet meistens ungeschickte Archaismen, die so viele Übersetzungen entstellen. Knappe, aber gute Anmerkungen werden dem Leser, für den diese Übersetzung gedacht ist, genügen. Einen wirklichen Kommentar zu *Tristan* besitzen wir ja nicht. Melvin Valk, University of Florida, bereitet einen Index zu *Tristan* vor und Frederick Whitesell, University of Wisconsin, einen Kommentar, der den handschriftlichen Kommentar von Karl Marold in erweiterter Form und auf den Stand der neueren Forschung gebracht bieten soll.

University of Wisconsin

—Walter Naumann

Les Legendes Heroiques de Dietrich et d'Ermrich *

Professor Zink has here examined in detail each of the witnesses concerning the legends of Ermanaric and Theodoric. This is a very complicated business which a brief review cannot pursue in detail. The conclusions reached in this volume may be summarized (incompletely) as follows:

The legends of Ermanaric and of Theodoric are Gothic and there is good reason to suppose that the Goths were the first among the Germanic peoples to develop a native epic poetry. Ermanaric was the center of a great epic cycle, of which we have some evidence in the Old English WIDSITH and in the story of Sunilda (Svanhildr). This story of Sunilda was transmitted from the Goths directly to the Scandinavians (Hamthésmól en fornu) toward the end of the fifth century without the intermediation of the West Germanic peoples of the continent.

The West Germanic version of the Ermanaric tradition is very different from that of the *Edda*. The chief feature of this difference is the very unfavorable light in which the German legends view Ermanaric. Professor Zink thinks this hostile view of the great Gothic king is the result of the transmission of his story to the Germans by a people who had suffered bitterly at his hands: the Heruli. The Old English WIDSITH appears to have some features from continental German sources, but others which are independent thereof and peculiar to the north.

* Georges Zink, *Les Légendes Héroïques de Dietrich et d'Ermrich* dans les littératures germaniques, Paris and Lyon, 1950 = Vol. III of the Bibliothèque de la Société des Études Germaniques, 298 pp.

The legend of Theodoric is characterized by a wholly unhistorical feature: Dietrich's exile from his kingdom and his stay at the court of Attila. Professor Zink sees in this feature of the legend a memory of the evil days endured by the Goths after the death of Ermanaric and before the conquest of Italy by Theodoric. Theodoric was confused — either intentionally or by misunderstanding — with his father Theodomer, who had in fact lived in the entourage of Attila. The Goths, or at any rate part of them, suffered comparatively little at the hands of Attila and preserved a friendly memory of that great king (Jordanes).

In Germany rather early the legends of Ermanaric and Theodoric were fused. Ermanaric supplanted Odoacer as the evil adversary of Theodoric and Italy became the legendary scene of the history of the Goths. The stories of these heroes were kept alive by oral tradition for centuries before any of the documents we know were written. The story-tellers, on the whole, made only a few drastic innovations. One of these was the introduction of the Dietrich legend into the story of the Nibelungs.

At the end of the twelfth century in Germany there came a flood of epic treatments of the legends of olden days. The continuity as well as the changes of this transmission can be seen in the three versions of the Hildebrand story: the Old High German *Hildebrandslied* at the beginning of the ninth century, the *Thidreckssaga* of about 1250, and the Younger Hildebrand Song of the late fifteenth century.

The first epic to deal with Dietrich as its principal hero was the lost original version of the Battle of Ravenna. Here the bitter strife of Dietrich with his uncle Ermanaric is unfolded. Here also in the thirteenth century a new element appears for the first time: the death of the two sons of Attila, coupled with the death of Dietrich's brother. Neither the *Thidreckssaga* nor the *Rabenschlacht* (which, as well as *Dietrichs Flucht*, Zink ascribes to Heinrich der Vogler) gives us an exact account of this original Battle of Ravenna, but some scenes in the younger work reveal in part the beauty and dramatic power of the original version.

It is probably impossible in this field to reach any sensible conclusion that is not a repetition of a conclusion arrived at by some earlier scholar or critic. Professor Zink's task was that of sorting out the complicated evidence and the vast scholarly literature which has accumulated since philologists began to concern themselves with this series of problems. The extensive citation of the pertinent scholarly literature, the well-planned bibliography, the careful weighing of the arguments of his predecessors all contribute to the feeling of security with which a reader follows the arguments of this book. Probably no single "fact" adduced in this book is "new", in the sense that it could be called a discovery, and probably some of the conclusions arrived at will not satisfy everyone, but the marshalling of the facts, the organization of the material and its presentation is fresh, clear, and stimulating. Original and useful are Professor Zink's careful critical analyses of recent (and older) theories put forth by other writers. There is an index, divided into three sections.

On the whole, the typography of the book is good, though not distinguished, and it must be said that after page 224 both the press-work and the proof-reading deteriorate notably.

University of Wisconsin

R-M. S. Heffner

Goethezeit und Gegenwart.

Die Wirkungen Goethes in der deutschen Geistesgeschichte, Reinhard Buchwald. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart, 1949. 368 Seiten, Leinwand: DM 14.00

Der Untertitel deutet klar den Inhalt dieses bedeutenden Buches an: von hoher Warte entrollt sich vor unserm Blick die Auswirkung Goethes im deutschen Geistesleben von den Tagen des Sturmes und Dranges bis auf unsere Tage, von den Zeitgenossen bis zu Rilke, George, Hesse und Carossa. Nicht nur die Dichter kommen zu Wort. Zu ihnen gesellen sich Musiker (Beethoven, Hugo Wolf), Philosophen (Schelling, Nietzsche), religiös bewegte Geister (Schleiermacher, Richard Rothe, Hengstenberg), Politiker (Marr, Lasalle, Engels, Börne), Verleger (Hirzel, Kippenberg, Eugen Diederichs), Historiker und Literaturhistoriker (Vilmar, Wolfgang Menzel, Gervinus, Gundolf), Naturforscher (Alexander von Humboldt, Du Bois-Reymond, Wilhelm Troll). Ich kann durch Nennung dieser wenigen Namen den Reichtum des Inhalts nur andeuten. Kein Name von wirklicher Bedeutung dürfte fehlen. Goethefreunde und Goethegegner kommen gleicherweise zu Wort, und Buchwald weiß beiden gleicherweise gerecht zu werden. Das ist das erstrebte Ziel: „Die so gestellte Aufgabe einer Geschichte des deutschen Geisteslebens werden wir weder lösen, wenn wir die Goethegegner von Goethe her schulmeisterlich, noch wenn wir umgekehrt verfahren. Was wir tun können, ist im wesentlichen: die einzelnen Menschen nicht nur anhören, sondern ihre Anschauungen aus ihrem Leben heraus zu verstehen suchen.“ (S. 92) So zeigen sich dem mitgehenden Leser, welche stille, stete und gewaltige Kraft von Goethes Wirken ausging. Schon Viktor Hehn und Hermann Grimm verglichen es mit einem Naturgeschehen.

Bei der Lektüre freut man sich mancher gegückter Charakteristik. So heißt es von Luise von François „die Epikerin mit der Gesinnung Kants, die Erzählerin guten Preußentums, der doch nichts Menschliches fremd war.“ So heißt es bei Wilhelm Raabe: „Sicher ist in Deutschland der Weg zum ganzen Goethe, wie wir ihn heute zu kennen glauben, nicht zuletzt über Wilhelm Raabe gegangen.“ Gottfried Keller nennt der Verfasser „den goethischsten Dichter nach Goethe“ wegen der Lebenstüchtigkeit, zu der er seinen Grünen Heinrich

emporsteigen läßt, ohne daß „darüber der angeborene Idealismus zu Grunde ging.“ So läßt Buchwald gegen Ende seiner Darstellung Rilkes „O sage, Dichter, was du tust? – Ich rühme“ zusammenklingen mit Goethes Lied des Lykeus. Nur aus solch mutiger Lebensbejahung kann der Menschheit heute das Heil erwachsen.

Unter den großen Dichtern in der Nachfolge Goethes vermisste ich nur Mörike. Keine plötzliche Erleuchtung führte ihn zu Goethe, er war mit ihm von früher Jugend an aus innerster Wesensverwandtschaft verwachsen. Deshalb sprach er immer von „Vater Goethe“: es schickte sich so für ihn. In seiner Dichtung pulst unser Erdenleben mit der gleichen zwingenden Unmittelbarkeit wie im *Faust* und der Lyrik Goethes. Als dritten wüßte ich nur Gottfried Keller zu nennen.

Zum Schluß möchte ich noch besonders auf Buchwalds Ausführungen über das Verhalten der Naturforscher verweisen. Man kann die Geschichte der Naturforschung, wie es auf Seite 176 heißt, „während des 19. und 20. Jahrhunderts im großen und ganzen in drei Epochen teilen, die sich geradezu als die goethesche, die goetheferne und als die einer neuen Wiederbegegnung mit Goethe bezeichnen lassen.“ So lange man noch das Ganze der Natur zu erfassen suchte, und diese noch für die Forschung ein lebendiger Organismus war, bekannte man sich zu Goethe. Als aber ein prinzipieller Materialismus und ein ausgeprägtes und überhebliches Spezialistentum im Sattel saß, da kam der vollständige Bruch mit Goethe. Ich verweise auf die Noten und Abhandlungen zum *Divan*. „Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, verschwinden vor der Nachwelt.“ Im Jahre 1882 hielt Emil von Du Bois-Reymond seine berühmte Rektoratsrede „Goethe und kein Ende“. „Ein eitler Akademiker im Stolz auf sein Spezialistentum“ machte sogar nicht vor Goethes Dichtung halt (Buchwald). Dies an demselben Orte, wo wenige Jahre vorher Hermann Grimm seine epochemachenden Goethevorlesungen gehalten hatte. Hermann Grimm erstheute heute zu neuem Leben. Das Bild aber in der

Naturforschung hat sich gründlich gewandelt. Die führenden Naturforscher bekennen sich zu Goethe, während noch im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Chamberlains Goethebuch bei den zünftigen Goetheforschern kaum die verdiente Anerkennung, geschweige denn Auswirkung fand, suchen wir heute von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften her den Weg zum ganzen Goethe. Ein neuer Tag scheint tagen zu wollen. Es will sogar scheinen, als ob das religiöse Leben der kommenden Jahrzehnte von Goethe her neu befruchtet werden wird. Wilhelm Flitners schönes Buch „Goethe im Spätwerk“ bildet von dieser Seite her die beste Ergänzung zu dem hier besprochenen Werke Buchwalds. Ich verweise besonders auf die Schlüssätze, wo Flitner sich so ausläßt: das Resultat des Goetheschen Lebens „kann aus der abendländischen Gesittung nicht mehr hinweggedacht werden.“ Die christliche Gemeinde hat sich dieses Erbes zu bemächtigen, so häretisch es auch sein mag. Wie, allerdings, das bleibt noch ein ungelöstes Problem. „Ich heiße euch hoffen!“ ruft uns Goethe zu.

—Friedrich Bruns

University of Wisconsin.

Briefe, 1897-1926,

Rainer Maria Rilke. Hgg. vom Rilke-Archiv; in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Karl Althelm. Insel-Verlag, Wiesbaden 1950. 2 Bde., 566 and 613 pp.

As is true in the case of few other poets, the letters of Rainer Maria Rilke form an almost indispensable complement to his poetic work, for he channeled into them, as he stated in his testament, a good part of his creative productivity, especially in the years after *Malte Laurids Brigge*. Since his death, the Insel-Verlag, in accordance with his will, has published several editions of Rilke's letters. Seven volumes of *Briefe*, edited by Ruth Sieber-Rilke and Carl Sieber, appeared during the years from 1929 to 1934. Since numerous gaps existed in this edition, the same editors began issuing a new six volume edition in 1939, *Gesammelte Briefe*. Although *Gesammelte Briefe* contained many duplications of the old material, a number of new letters were presented, notably approximately thirty from Rilke's early years, 1892-1899, about seventy from the later years, and more generous excerpts from letters previously published only in part.

However, both *Briefe* and *Gesammelte Briefe* have long been out of print, and the present selection, apparently intended as a companion to the *Ausgewählte Werke* (edited by E. Zinn), fulfills a definite need in Rilke literature.

In scope, *Briefe*, 1897-1926, approaches that of the six volume *Gesammelte Briefe*, but the editors were able to include much additional material, both letters that have been published in separate form and are difficult to obtain, and completely unknown material. Previous Insel-Verlag editions of *Briefe an einen jungen Dichter* and *Briefe an eine junge Frau* have contributed seventeen letters, which have been arranged in their proper chronological order. There are, in addition, eleven letters from *Lettres à une Amie Venitienne*, (Verona, 1941), and five from *Briefe an R. R. Junghanns* and Rudolf Zimmermann, (Olten, 1945). Five letters to young Balthasar Klossowski, for whose book, *Mitsou*, Rilke had written a preface, are reprinted from the French monthly *Fontaine*. Also included is the important letter to August Sauer (January 11, 1914), previously published in the *Insel Almanach* and the *Neue Rundschau*, in which Rilke writes of the consolation that the familiar world of Adalbert Stifter, whom he had just discovered, brought to him in his lonely winter in Spain.

Of the seventy letters which have not been presented in previous Insel-Verlag publications, forty appear in print for the first time. Of these, the eleven to Ilse Erdmann, written from November, 1913, to February, 1922, and the seven to Gräfin Margot Sizzo-Noris-Crousty, from February, 1922, to November, 1925, are of particular interest, for they are rich with the reflections and re-evaluations of the last twelve years of the poet's life. Typical perhaps is the letter of March 17, 1922, to Margot Sizzo, in which he reiterates his impressions of Richard Dehmel, whom he had not mentioned for over nine years, and discusses at length the poet whose inability to give the reality of his "life" sustained poetic expression had always disturbed Rilke.

The emphasis in *Briefe*, 1897-1926, has been placed on presenting a unified, organic picture of a poetic existence, frankly at the expense of biographical details. In addition to the letters which fill out the portrait of Rilke, the poet, however, there are four letters to Ruth Rilke,

which should clarify certain biographical problems. It has been asserted that Rilke lacked almost completely a feeling of responsibility as a husband and father, but in these touching letters to his daughter he appears in a different light, and conveys the impression that their relationship was normal, intimate, and affectionate.

The notes which accompany both volumes of the *Briefe* are generous, detailed, and usually accurate. With their help, and with the brief identifications of the various recipients of the letters, the reader will be able to follow the correspondence with greater interest and understanding. Some of the persons mentioned only by initials in the previous publications have been identified, and a well arranged and reliable table of dates has been added. In spite of the care of the editors, a few errors are apparent in the notes. Regarding letter No. 104, the last two notes do not seem to refer to this letter; and the reference to "Umgang mit einem Hund" in the letter No. 396 should read: "Siehe Brief 178" instead of "Brief 278." On the whole, however, the edition presents a well balanced, well arranged selection of letters and should prove a worthy companion to the *Ausgewählte Werke*.

—Adolf E. Schroeder

Ohio State University.

Bilder aus dem Frankfurter Goethe-Museum,

her. von Ernst Beutler und Josephine Rumpf. (Der goldene Brunnen, Frankfurt a. M., 1949); 214 S.

Das Reich der Bilder,

Clemens Münster. (Herder, Freiburg i. Br., 1949); 168 S., geb. 8.50.

Rembrandt, Der Segen Jakobs,

Hernert von Einem. (Bouvier, Bonn, 1950); 48 S., kart., 8.50.

Auf der weiten Strecke zwischen Rokoko und Biedermeier geht Goethes Leben seinen Gang. Schon der Kaiserliche Rat sammelte Bilder und gab Aufträge; Goethe selber greift ins Kunstleben seiner Zeit ein. Im Frankfurter Goethehaus und -museum wurde bis in die neuste Zeit herein der ganze Goethesche Umkreis in Bildern von Seekatz bis Carus gesammelt. Zeitgenössische Darstellungen der Goethe-Stätten, Porträts der Freunde, Werke der dem Dichter nahestehenden Künstler, historisch Bedeutsames, Goethebildnisse von Lips, Kügelgen, Facius, Kolbe u. a., der Brentano-Um-

kreis, kurz, eine Art *Dichtung und Wahrheit* fürs Auge ist hier höchst lebendig und ganz unpedantisch zusammengestellt. — Ernst Beutler hat dem vorliegenden prächtigen Band eine seiner intim beschreibenden Einleitungen vorangestellt: wie die Sammlung zustandekam. Die kenntnisreiche Kunsthistorikerin Dr. Josephine Rumpf gibt jedem der 102 ganzseitig und vorbildlich reproduzierten Bilder eine fesselnde Beschreibung bei, in der Künstler, Gegenstand, Umwelt und Geschichte jedes einzelnen Bildes erläutert werden. Dabei ergibt sich wirklich eine Art Kunstgeschichte der Goethezeit; für den darstellenden Literatur-Unterricht ein sehr willkommenes Hilfsmittel.

Clemens Münster wendet sich in seinem Buch mit den 17 z. T. farbigen Reproduktionen an einen weiten Leserkreis. Er will zeigen, wie man Bilder ansehen soll, um sie zu verstehen und zu genießen. Gemeinverständlich und mit Wärme bespricht er die Gegenstände, die Elemente und die Arten bildlicher Darstellung im Laufe der Jahrhunderte. Diese Technik der Bildbetrachtung beruht auf der Einsicht, daß der Kunstgenuß durch ein grundsätzliches Wissen vorbereitet werden muß.

Ein kleines Meisterwerk ikonographischer Erfassung eines einzigen Bildes liegt in Herbert von Einems Broschüre vor. Der Bonner Kunsthistoriker wählt Rembrandts Jakobsseggen (1656, in Kassel) dazu und geht zugleich historisch beschreibend und deutend vor. Der Vergleich mit Rembrandts eignem Frühwerk zu diesem Thema zeigt den Reifeprozess des Künstlers. Die Gegenüberstellung des vom Frühchristentum bis zum 17. Jahrhundert häufig dargestellten Motivs (in vielen Formen und aus verschiedenen Ländern hier sichtbar zusammengestellt) zeigt Rembrandt sowohl innerhalb der Tradition und in seiner persönlich-menschlichen Eigenart. Die 30 Abbildungen führen den Leser in den ganzen Kreis, von der Peripherie bis zum Mittelpunkt.

—Werner Vordtriede

University of Wisconsin.

German Science Reader,

George Wm. Radimersky. New York: The Ronald Press Company, 1950. vii, 245 pp.

We are living, it seems to this reviewer, in an age of deteriorating textbooks. For our intermediate German classes we get

from the publishers mediocre story after mediocre story, all too often without adequate notes and accurate vocabularies; frequently the editors betray that they themselves are not properly sure of colloquialisms and less common expressions. Such books encourage slipshodness on the part of those students who are satisfied if they get — or so they think — the "idea"; we know what that means. Or else the teacher, lacking adequate support from the book, has to spend an inordinate amount of precious classroom time on the discussion of constructions and idioms which the editor has not taken the trouble to explain. Our present publications generally bear no comparison to the "classics" edited in a bygone, more meticulous, era. It is time that the teachers let the publishers know their mind and that the latter really "get tough" with their authors and editors.

An outstanding example of inferior workmanship is Mr. Radimersky's *German Science Reader*. At first the book makes a favorable impression, and not only on account of its pleasing outward appearance. The reading selections are not too technical; they cover a considerable range of fields without introducing an over-specialized vocabulary — a definite advantage for classes made up of students with majors in various areas of science.

Furthermore, the book does not simply throw chunks of reading material at the student. The author at first captivates the examiner by indicating a systematic procedure (which in German, incidentally, is *Verfahren*, and not, as Mr. Radimersky seems to think, *Vorgang*); in Part I each chapter is introduced by an (albeit unnecessarily cumbersome and verbose) introduction which is to review and illustrate fundamental grammatical material. But what are we to say when we find in a list of subordinating conjunctions (p. 24) *seit* translated as "because" and *seitdem* as "since that time"?

A note translates *es ist auch darauf hingewiesen*, daß as "it must also be pointed out that" (p. 114). In the vocabulary we find "despair" for *zweifeln*.

Instead of selecting passages from German scientific writings, Mr. Radimersky produces his own reading material on the basis of English works. Often this paraphrase seems vague, in places even self-contradictory. Linguistically the results

are catastrophic; elementary mistakes of grammar, idiom, and logic abound. My examination of a fracture of the book resulted in five typewritten pages (single-spaced) of emendations. Here are some few examples (italics mine throughout):

Wer will z. B. leugnen, daß der Neanderthaler Mensch *keinen* Fortschritt verzeichnete, als er . . . (p. 28). — . . . müssen wir uns vor Augen behalten . . . (p. 37). — . . . welche sich nicht nur einer bestimmten Einstellung zum Wissen als solches bewußt sondern auch der Künste verschiedenartiger Aufzeichnungen *bemächtigt* waren (p. 38). — . . . ist man der näheren Erforschung des menschlichen Geistes einsichtlich geworden (p. 45). — Ein vollkommen freies und dynamisches Handeln ist . . . ins Stocken gekommen und (for: *gekommen, und dies*) hat die schwersten Folgen gehabt (p. 105). — scharfgezogene Probleme (p. 106). — folgenderweise (p. 117). — Es ist uns ein erstes (p. 113; for: *Unsere erste Aufgabe ist*). — Die mittlere Höhe der Landmasse . . . , die (*Höhe??*) des Meeres (p. 113). — . . . kann man die verschiedenen Landmassen in sechs Kontinente . . . und in drei Weltmeere . . . einteilen (p. 113 f.). — . . . mit einer . . . darstellende und . . . bestehende Deckschicht (p. 116). — ein weitgehendes Feld (p. 118). — die weniger erlebten Seebeben (p. 118). — Wir sprechen in Bezug auf diejenige Stelle, welche den stärksten Grad aufweist, als das Epizentrum (p. 120). — Manchmal *kommt es vor*, daß ein Erdbeben an der Küste . . . *vorkommt*, wie das z. B. bei dem *San Francisco Erdbeben* der Fall war (p. 120 f.). — . . . durch die unter den festen Erdschollen *sich* befindlichen flüssigen Massen, dem Magma (p. 123). — Die medizinischen Wissenschaft (pp. 145, 147, 149). — Heilanstalten (p. 161; this term, of course, would belong to the religious, not to the medical sphere). — bewerten (p. 162). — an einer einzigen Stelle . . . *zur* Erscheinung tritt (p. 163). — Endstadien der *Entwickeln* (p. 163). — Die Frage um die Ursachen (p. 163).

There is little sense in continuing this list *ad infinitum*. Misspellings are frequent (e. g.: darnach, Phomenen, selbstständig and selbsständig, dieses Küstentypus, Newton's, Bacon's, entgültig, verpönnen, im Großen und Ganzen, im Wesentlichen). Punctuation is a hit-or-miss matter.

The above comments and selected sam-

ples should constitute an adequate warning against this book.

—Detlev W. Schumann
University of Illinois.

An Analytical Bibliography of Modern Language Teaching. Vol. III, 1937-1942.

Organized for the Committee on Modern Languages, American Council on Education by Algernon Coleman, compiled by Clara Breslove King and Clare Balbuff, edited by Robert Herndon Fife. King's Crown Press, Columbia University, New York 1949, xiii plus 459 pp.

The Experimental Didactics of Ernst Otto.

By Dr. Emory E. Cochran. Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1950, 157 pp.

Both books are of concern to the teacher of modern languages and of particular interest to those who wish to gain and to keep insight into contemporary methodology. The third volume of the "Bibliography" containing 853 items (digested and excerpted articles) shows in comparison to the preceding volume an increased emphasis on the relation of the modern languages to the social sciences and their integration with cultural studies. It deals with history, surveys, trends, and psychology of foreign language teaching, aims, materials and methods, curricula, examinations and tests, training of teachers, bilingualism, national defense, discusses publications of the Committee on Modern Languages, and

concludes with varia. The most regrettable omission, Professor Fife writes in his preface, is the entire category "Foreign Language Teaching Abroad", some 200 items, caused by the exigencies of the second world war then in progress. This volume, in conjunction with volumes I and II will serve as a welcome reference book for its meticulous, unbiased reviews and for the thoroughness which guided the editors.

Dr. Cochran's study was written "to further clarify and interpret" his original thesis (1941) and to supplement it with material that has appeared since then. The educational theories of Ernst Otto, former Rector of the Charles University in Prague, are here displayed and critically evaluated, particularly his "Bildungssystem", his concept of "Gesamtunterricht" and his stress on community service. This painstaking compilation contrasts Otto to Meumann, Spranger, and Kerschensteiner, follows laboriously his pedagogic postulates in the field of applied linguistics stressing psychology, Kulturkunde (especially geography) and surveys modern language tendencies in the United States and Otto's system of teaching and learning foreign languages. The bibliography at the end of the study is complete, the presentation thoroughly done though certain redundant statements could have been eliminated and the text shortened for its own good.

—Thomas O. Brandt
Colorado College.

